Ein

deutscher Landsknecht

der neuesten Zeit.

Aus dem Leben eines Verstorbenen,

nach dessen hinterlassenen Papieren

bearbeitet

von

Julius von Wickede.

Zweiter Theil:

Brasilien. Californien. Die Prairien. Die Belagerung von Sebastopol.

Wohlfeile Volksausgabe.

Jena und Leipzig,
Hermann Costenoble.
1864.

☛ Beschmutzte, oben oder an den Seiten aufgeschnittene Exemplare, oder solche, an denen die *Heftbänder* verletzt sind, werden durchaus nicht zurückgenommen.

Die Verlagshandlung.

Ein deutscher Landsknecht der neuesten Zeit.

Zweiter Band.

Ein deutscher Landsknecht der neuesten Zeit.

Aus dem Leben eines Verstorbenen,
nach dessen hinterlassenen Papieren
bearbeitet
von

Julius von Wickede.

Zweiter Theil:

Brasilien. Californien. Die Prairien. Die Belagerung von Sebastopol.

Jena und Leipzig,
Hermann Costenoble.
1864.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Erstes Kapitel.

Aufenthalt auf einem Landgute in Hinterpommern. Wahl eines ferneren Lebensberufs. Ablehnung einer mir angetragenen Stelle als Kammerjunker an einem kleinen deutschen Hofe. Entschluß, in kaiserlich brasilianische Kriegsdienste zu treten. Seereise nach Brasilien. Sturm und Seekrankheit. Aufenthalt in Lissabon. Meine Reisegesellschaft. Ankunft in Rio de Janeiro. Vielfache Enttäuschungen. Schlechter Zustand der kaiserlich brasilianischen Armee. Anstellung als Ingenieur-Officier bei den Vermessungen.

Nach der Auflösung der schleswig-holstein'schen Armee und meiner Abreise aus dem durch die preußischen und österreichischen Truppen schmählicher Weise den Dänen wieder überlieferten Schleswig-Holstein begab ich mich zuerst auf das in Hinterpommern gelegene große Rittergut eines Vetters und früheren Regimentskameraden. Ich hatte in der letzten Zeit über die klägliche, jeder energischen That unfähige Politik des Berliner Cabinets so viel Gift und Galle in mich hineinschlucken müssen, daß ich mich nun ungemein nach ländlicher Einsamkeit sehnte. Wahrhaftig, wer wie ich ein guter Preuße, und von Kindheit an in den Erinnerungen des preußischen Waffenruhms erzogen war, dem mußten schon die Zornadern anschwellen, wenn er darüber nachdachte, wie Preußen sich gegen das arme Schleswig-Holstein benommen hatte. Nun, ich für meine Person konnte nichts hieran ändern, und so freute ich mich, wenn ich nur nichts von dieser ganzen, so schmählich verfahrenen Sache mehr zu hören und zu sehen brauchte. Wenn ich bei meinem

Vetter allein auf dem Gute mich befand, war dies auch der Fall. Er war ein guter, ehrlicher Junge, der sich sein ganzes Leben lang um Politik eben so wenig wie ich mich um die alten Kirchenväter bekümmert hatte, und in den Zeitungen nur die Anzeigen und höchstens noch die Markt-, Korn-, Sturm- und Wetterberichte las. Nach seinem Lieutenantsexamen, wo er so mit aller Mühe und Noth endlich durchkam, hatte er außer dem Exercirreglement und der Rangliste überhaupt schwerlich je wieder ein Buch in seiner Hand gehabt. Dies hinderte aber nicht, daß er ein tüchtiger, praktischer Landwirth, ein famoser Jäger, gewandter Kartenspieler ward, und in dem Rufe stand, zehn Meilen weit in der Runde die beste Bowle brauen zu können. So ließ sich denn schon immerhin einige Wochen recht gemüthlich bei ihm leben. Bei Tage ging ich mit ihm auf das Feld, oder auf die Schnepfenjagd, die damals gerade anfing, oder ritt junge Pferde, des Mittags ward gut gegessen und des Abends ein Partiechen Whist gemacht. Dazu war die Ehegattin meines Vetters, trotz ihrer entsetzlich geschmacklosen Toilette und den zu ihren knallrothen, feisten Backen harmonirenden eben so farbigen Haubenbändern, eine gemüthliche, dicke, lustige Frau, mit der man schon harmlos plaudern und muntere, gerade nicht allzu geistreiche Späße treiben konnte. Auch die Gouvernante, eine kokette Berlinerin, ungeheuer gebildet und so ästhetisch, daß sie mit ihrer unverdauten Aesthetik immer noch ein halbes Dutzend hinterpommersche Landjunkerfamilien hätte versorgen können, schien mir zu einem kleinen Liebesroman, wo es dann wohl nicht blos beim Schmachten geblieben sein würde, gar nicht abgeneigt zu sein. Ich hatte aber augenblicklich nicht Lust, hierauf einzugehen, und trotz aller feurigen Blicke aus ihren hübschen braunen Augen blieb mein Herz kalt und hart wie Marmor.

Häufig erhielten wir übrigens auch Besuch von den benachbarten Gutsbesitzern, oder statteten selbst solchen auf den um-

liegenden Rittergütern ab, oder wurden zu größeren Jagden, Diners und ähnlichen Zusammenkünften eingeladen. Da ging es denn gewöhnlich recht ungezwungen lustig zu; von übergroßer Förmlichkeit war keine Rede, und ich lernte diese ehrenfesten, tüchtigen hinterpommerschen Landedelleute und ihre vollbusigen, rothbäckigen, blauäugigen und flachshaarigen Frauen und Töchter, trotz des gewöhnlich schlechten Geschmackes in ihrer Toilette und ihres schwerfälligen Tanzens, wirklich von ganzem Herzen achten und ehren. Es war viel Kernhaftes, Unverdorbenes in ihnen, obgleich sie freilich im Allgemeinen — zahlreiche Ausnahmen kommen natürlich vor — lange nicht die allgemeine geistige Bildung und den wirklich vornehmen Anstand besaßen, durch welche sich fast durchgängig der schleswig-holstein'sche Adel so sehr auszeichnet. Nur auf Politik durften die meisten dieser Gutsbesitzer nicht kommen, denn dann schwatzten sie häufig in Folge ihrer großen Unkenntniß aller betreffenden Verhältnisse solchen argen Unsinn, daß man wirklich nicht wußte, ob man darüber lachen oder sich ärgern sollte. So beurtheilte die Mehrzahl von ihnen auch den ganzen schleswig-holstein'schen Krieg von einer gänzlich falschen Seite und faßte dessen nationale Bedeutung und daß die deutsche und somit auch preußische Ehre dabei von dem frechen dänischen Uebermuth gröblich verletzt sei, kaum einigermaßen richtig auf. Ich habe mich oft über solchen Mangel an deutschem Nationalstolz bei diesen sonst tüchtigen und persönlich muthigen Männern nicht wenig geärgert. Einen jungen Grafen und großen Laffen, der bedeutende Güter geerbt hatte und daher weit über sein Verdienst eine angesehene Rolle, besonders bei allen Müttern heirathsfähiger Töchter, in der ganzen Gegend spielte, der sich in meiner Gegenwart spöttisch über die aufgelöste schleswig-holstein'sche Armee zu äußern wagte, führte ich so ab, daß ich sicher erwartete, er würde mich am andern Tage fordern. Zu meiner größten Verwunderung unterblieb

dies aber. Der Graf fürchtete wahrscheinlich, daß, wenn er einen gehörigen Hieb in sein glattes, nichtssagendes Gesicht erhielte, die jungen Damen ihn dann mit minder begehrlichen Blicken ansehen würden. Darüber konnte er nun freilich unbesorgt sein, denn so lange er vier große schuldenfreie Rittergüter besaß, blieb er der Gegenstand des heißen Verlangens für jedes wohlerzogene Töchterlein, und wenn er auch häßlich wie Ahasverus gewesen wäre.

Unmöglich konnte ich aber für immer bei meinem gastfreien Vetter bleiben und die mehr bequeme als gerade recht honnete Rolle eines ächten Krippenreiters spielen. Dazu besaß ich doch glücklicher Weise das Zeug nicht, und fühlte mich zu etwas Besserem berufen. So hieß es denn sich gehörig umschauen, um einen neuen Lebensweg, auf dem ich mit Ehren fortschreiten konnte, für mich zu finden, und dies war wahrhaftig keine Kleinigkeit.

Es ward mir um diese Zeit von einem alten Waffenbruder meines seligen Vaters, der jetzt ein Armeecorps befehligte, die Aussicht eröffnet, wieder als Officier in die preußische Armee zurücktreten zu können, aber ich müsse dann jüngster Secondelieutenant in einem Regimente werden. Meiner frühern Dienstzeit nach wäre ich jetzt schon längst Premierlieutenant gewesen, hatte in Schleswig-Holstein drei Jahre lang und, wie ich hoffte, recht gut eine Compagnie geführt, und sollte nun wieder jüngster Secondelieutenant werden, um in Methusalem's Alter vielleicht zum Compagniechef zu avanciren; das war nicht nach meinem Geschmack. Dazu kam, daß ich über diese letzte schwächliche Politik Preußens in Schleswig-Holstein und Kurhessen wüthend war, und keine sonderliche Lust fühlte, wieder in ein Heer einzutreten, das man niemals gehörig losschlagen und sich Waffenruhm erwerben, sondern immer nur erbärmliche Rückzüge antreten ließ. So lehnte ich denn dieses Anerbieten meines Gön-

ners zwar sehr höflich, aber doch ganz entschieden ab. In späteren Zeiten ist mir oft der Gedanke aufgestiegen, ob es denn doch nicht vielleicht besser für mich gewesen wäre, wenn ich damals den Eintritt angenommen hätte und wieder preußischer Officier geworden wäre. Doch wer kann für sein Schicksal?

Gleich als wenn Fortuna, dieses launenvolle Weib, mir jetzt wieder einmal eine ihrer seltenen Gunstbezeigungen zuwenden wollte, so erhielt ich um diese Zeit plötzlich die Nachricht, daß mir eine Erbschaft von ungefähr 7000 Thalern zugefallen war. Eine alte Urtante von mir, mit der ich in sehr weitläufiger Verwandtschaft stand, und die ich in zwanzig Jahren sicherlich nicht mehr gesehen hatte, war im Mecklenburgischen, wo sie als Klosterfräulein lebte, gestorben, ohne ein Testament hinterlassen zu haben. Da keine näheren Verwandten vorhanden waren, so theilten wir weitläufigen Vettern uns in die Erbschaft, und auf mein Theil fiel die oben bezeichnete Summe. Da war ich nun in Wirklichkeit ein lachender Erbe, denn das Geld konnte ich vortrefflich gebrauchen.

Gerade um dieselbe Zeit erhielt ich auch — ebenfalls durch Protection — das Anerbieten, man wolle mich bei dem fürstlich N... schen Hofe als Kammerjunker, wobei ich dann innerhalb Jahresfrist schon Kammerherr werden solle, unterbringen; doch müßte ich mich verpflichten, über meinen schleswig-holstein'schen Dienst stets zu schweigen, da Se. Durchlaucht nicht geruhten, meine günstige Ansicht über den schleswig-holstein'schen Krieg zu hegen. Früher als preußischer Lieutenant war ich einmal in einem Bade sechs Wochen in der täglichen Gesellschaft dieses Fürsten gewesen. Da ich elegant tanzte, mich damals wie ein Modenarr anzog, die nöthige gesellige Assurance überreichlich besaß, und die Kunst verstand, wenn ich wollte, über nichts zu schwatzen und den Damen je nach ihrem Geschmack entweder glatte Complimente zu sagen, oder auch equivoque Anekdoten zu

erzählen und die chronique scandaleuse scherzhaft und boshaft vorzutragen — lauter Dinge, die für einen ächten Hofmann unentbehrlich sind — so hatte ich mir die Huld Sr. Durchlaucht des Fürsten in so hohem Grade erworben, daß er jetzt geruhte, mir diesen Antrag als dienstthuender Kammerjunker mit 300 Thlr. Gehalt und freier Tafel machen zu lassen.

Solch gnädiges Anerbieten aber unter allen Umständen sehr entschieden abzulehnen, schwankte ich keinen Augenblick. Zuerst empörte mich schon der Gedanke, meinen dreijährigen Dienst als schleswig-holstein'scher Hauptmann jetzt verläugnen zu sollen, denn ich war stolz darauf, hier meine Pflicht als tüchtiger deutscher Officier erfüllt zu haben, und scheerte mich keinen Pfifferling darum, was Se. Durchlaucht mit ihrem beschränkten Verstande darüber für Ansichten hegten. Schlimm genug für ihn, wenn er als deutscher Fürst nicht auch zugleich die deutsche Nationalehre gegen fremden Uebermuth kräftig geschützt wissen wollte. Dann muß ich gestehen, habe ich stets gegen die eigentlichen Kammerherren und Kammerjunker von Profession eine nicht geringe militärische Verachtung gehegt und solche häufig zum Zielblatt meines Spottes gemacht, daher ich jetzt keine Neigung fühlte, mich fortan in die Zunft dieser unnützen Leute aufnehmen zu lassen. Man kann gewiß ein sehr tüchtiger Officier, Landwirth und Staatsbeamter, oder auch ein gebildeter ehrenwerther Mann sein und daneben den Kammerherrnschlüssel wie irgend eine andere werthlose Ordensdecoration führen, aber wenn Einer weiter nichts als ein dienstthuender Kammerherr ist, dann nimmt er in meinen Augen eine gewaltig niedrige Stellung in der Welt ein, mag er auch mit noch so hohem Hofrang und noch so vielen glitzernden und blitzenden Ordenssternen wie ein aufgeblähter Pfauhahn sich brüsten. Unwillkürlich muß ich bei solchen Kammerherren stets an die bekannte Cabinetsordre, welche unser preußischer Friedrich der Große einst an eine Gräfin Schaff-

gotsch, als diese ihn bat, ihren Sohn zum Lieutenant zu machen, erließ, zurückdenken. Sie lautet:

„Um Euren Sohn zum Lieutenant zu ernennen, hat solcher nicht meriten genug, doch will ich ihm, da er zu weiter nichts zu gebrauchen ist, um Euch einen Beweis meiner Gnade zu geben, gern zu meinem Kammerherrn machen."

Und so etwas sollte ich jetzt am fürstlich N'... schen Miniaturhofe werden! Nein, das war nichts für mich, und so schwankte ich keinen Augenblick, solch gnädigen Antrag sehr bestimmt abzulehnen. Ich schrieb, daß meine Bescheidenheit mir nicht gestattete, eine so hohe Stelle, wie mir angetragen würde, anzunehmen, da ich selbst nur zu sehr fühlte, wie ich diesen Verein seltener Eigenschaften, die zu deren würdiger Ausfüllung gehörten, nicht besäße. Somit war denn auch diese Brücke wieder für immer von mir abgebrochen worden. Es mag sein, daß ich im jugendlichen Uebermuth hierin vielleicht etwas zu leichtsinnig handelte, doch war es mir in meiner damaligen Stimmung in der That ganz unmöglich, mich anders zu benehmen. Da ich mich bald überzeugte, daß ich in Deutschland, ja selbst in Europa zu jener Zeit schwerlich eine passende Thätigkeit finden würde, so entschloß ich mich nun kurz, mein Glück jenseit des Oceans zu versuchen. Auf Brasilien lenkte ich zuerst meine Aufmerksamkeit, denn es sah damals in jenem Kaiserreich sehr kriegerisch aus. Man hatte im Hamburg im Frühling sogar eine eigene deutsch-brasilianische Legion, fast nur aus ehemaligen schleswig-holsteinischen Officieren und Soldaten bestehend, organisit, in welcher mir damals eine Compagnieführerstelle angeboten ward. Da mir aber sehr Vieles in der Zusammenstellung dieser Legion mißfiel, so hatte ich diesen Antrag ausgeschlagen, hoffte jedoch, auf eigene Hand in Brasilien glücklicher zu sein, wobei ich auf meine in einem dreijährigen Cursus der Berliner Kriegsschule erworbenen Kenntnisse viel zu sehr vertraute. Meine

Phantasie malte mit damals auch das Leben in Brasilien in eben so glänzenden wie natürlich daher auch falschen Farben aus, ich schwärmte in Gedanken für die gewaltige Pracht der Urwälder, die entzückenden Reize der Tropenwelt, und es dünkte mir herrlich, in einem solchen Lande mir vielleicht glänzenden Kriegsruhm zu erwerben, und dereinst als kaiserlich brasilianischer General, dessen Namen in der alten wie neuen Welt ehrenvoll bekannt war, nach Deutschland zurückzukehren und dann auch bei jenem kleinen Höfchen, dessen Kammerjunkerstelle ich so eben ausgeschlagen hatte, einen Galabesuch abzustatten. Ich war ein großer Thor damals, daß ich solchen Träumereien nachhängen konnte.

Durch meine Verbindungen mit der Hamburger sogenannten Haute volée verschaffte ich mir mehrere Empfehlungsschreiben an größere Kaufmannshäuser in Rio de Janeiro. Auch ein sehr freundliches Schreiben des damaligen brasilianischen Gesandten in Hamburg, Chevalier d'Aranjo, an den Kriegsminister in Rio erhielt ich. Von meinem kleinen Vermögen legte ich fünftausend Thaler in sicheren Papieren in Deutschland an, um für alle Fälle ein Reservecapital zu besitzen, ungefähr dreitausend Thaler nahm ich aber in guten Creditbriefen auf Rio mit mir..

So mit Allem ausgestattet, das Herz voll freudiger Hoffnungen, der Körper frisch und zu jeglicher Kriegsstrapaze gekräftigt, und fest vertrauend auf mich selbst und meine eigene Kraft, ging ich am 2. Juli 1851 in Hamburg an Bord der holstein'schen Brigg Anna-Maria, um die Fahrt in die neue Welt anzutreten. Einen großen Aerger empfand ich gleich bei meiner ersten Einschiffung, daß unser Schiff, obgleich ein ächt deutsches, jetzt die verhaßte dänische Flagge aufziehen und mit dem Danebrogs-Kreuz segeln mußte. Es war nur gerade kein anderes Fahrzeug in Hamburg nach Brasilien segelfertig, sonst wäre ich entschieden wieder von diesem zurückgetreten, um nur nicht unter

dänischer Flagge fahren zu müssen. Auch das insolente Betragen der dänischen Officiere, die schon in Altona ganz wieder wie die Herren des Landes schalteten und walteten, und die Frechheit, womit die Dänen bei Altona ihr Kriegsschiff hinlegten und jedes vorbeifahrende Schiff zu dessen Begrüßung zwangen, konnte Jedem, der nur etwas Gefühl für deutsche Ehre in der Brust hatte, schon das Blut in das Gesicht treiben. Bei einem großen Theil der Hamburger Kaufleute (es giebt jedoch auch viele wirklich ehrliebende, ächt patriotisch gesinnte Männer darunter) herrschte solch' Gefühl freilich nicht, sie freuten sich, daß sie jetzt wieder ungestört Handel treiben konnten, und hätten gern dem Könige von Dänemark und seiner von einer liederlichen Balletstatistin von ganz unzweideutigem Rufe, zur Gräfin Danner erhobenen Lola Rasmussen in hündischer Devotion die Hände geleckt, wenn sie nur zu solcher Ehre zugelassen worden wären. Nun giebt es zwar dergleichen Seelen ohne Ehre und Vaterlandsliebe überall, doch findet man die meisten unter der sogenannten Geldaristokratie aller Länder. Auch meine schöne Freundin vom Winter 1848 auf 1849 besuchte ich jetzt wieder in Hamburg. Sie hatte sich schon längst über meinen Verlust wieder getröstet, und wie es mir schien, war ein junger, eleganter Attaché von der französischen Gesandtschaft jetzt mein begünstigter Nachfolger geworden. Dergleichen kokette Weltdamen können nun einmal ohne zärtliche Liaisons nicht leben, und lieben es, ihre Courmacher wie ihre Moden zu wechseln, während ihre armen Gatten die schwere Last von Hörnern, die ihnen aufgesetzt wird, geduldig tragen müssen.

Unsere Fahrt ging bei gutem Winde anfänglich ziemlich schnell von Statten, und wir kamen bald im Canal an. Hier aber faßte uns ein heftiger Sturm und trieb das Schiff mehrere Tage bis oben nach Schottland hinauf. Anfänglich hatte ich mich ziemlich tapfer gegen die Seekrankheit gehalten, als aber

der Wind unser Fahrzeug wie einen Brummkreisel in den empörten weißschäumenden Wellen umherschleuderte, wurde ich ernstlich von diesem entsetzlichen Scheusal gepackt. So eine rechte Seekrankheit ist ein Zustand, gegen welchen der ärgste Katzenjammer von starkem Arrakpunsch wie ein wonniger Zustand erscheint. Der Kopf schmerzt, als schmiedeten zehntausend Hämmer darin herum, man ist so übel, als wenn man ein volles Waschbecken mit warmem Seifenwasser zum ersten Frühstück ausgetrunken hätte, und schon der bloße Gedanke, daß man jemals wieder essen und trinken müsse, kann Einen zur Verzweiflung bringen. So liegt man, ohne zu schlafen, ohne für irgend etwas auf dieser Welt das mindeste Interesse zu haben, stumpf und dumpf da, und nur der eine Gedanke entringt sich mitunter schwerfällig dem Gehirn, wie erwünscht es sein müsse, wenn die nächste tobende Welle das Schiff doch mit in das Meer hinunterrisse, damit dieser unerträgliche Zustand somit endlich aufhöre. Ein Freund, der während der Seekrankheit noch an seinen Freund denkt, ein Patriot, der Liebe für sein Vaterland behält, ja selbst ein Bräutigam oder gar Ehegatte, dessen Herz für seine Braut oder Gattin fühlt, haben die schwerste Probe bestanden, und ihre Gefühle müssen wahrhaft und ächt sein. In diesem Zustande lag auch ich acht Tage, und wenn je mein kreisendes Gehirn während dieser Zeit einen Gedanken gebar, so war es der, welch arger Thor ich sei, daß ich mich auf das Meer begeben und dadurch in diesen Zustand versetzt hatte. Dabei heulte der Sturm, als hätte Gott Aeolus alle seine Winde zu gleicher Zeit entfesselt; die Wellen schlugen donnernd an die Schiffswand, als wollten sie deren schwache Bretter jeden Augenblick zerdrücken; was nicht niet- und nagelfest in der Kajüte war, führte einen wahren Hexentanz auf, bei dem zuletzt Alles in Trümmer ging; das Schiff rollte, so daß ich instinctmäßig mich oft mit beiden Händen anklammern mußte, um nicht aus dem

Bette geworfen zu werden, oder bäumte sich auf, daß plötzlich meine Fußspitzen fünf Fuß höher als mein Kopf in die Höhe standen, was gerade auch nicht zu den angenehmsten Lagen des Körpers gehört; kurz, es war in der That ein Zustand, um verrückt zu werden.

Auf dieser Erdenwelt ist nun einmal nach der weisen Einrichtung des Schöpfers nichts unvergänglich, weder die treueste Liebe, noch der heftigste Sturmwind und die quälendste Seekrankheit, und so legte sich denn allmählich auch bei uns wieder der Wind und somit auch mein Uebel. Als wir scharfsegelnd den Biscayischen Meerbusen durchschnitten, kroch ich bereits aus der Kajüte auf das Verdeck, die Brust in frischer Meeresluft zu baden, und den ersten Anblick der portugiesischen Küste feierte ich dadurch, daß ich ein mächtiges Stück gekochten Schinken mit Butter und Schwarzbrod verzehrte und das Ganze mit einigen Gläsern heißen Grog hinunterspülte. Hatte ich über acht Tage gänzlich gefastet, so spürte ich dafür jetzt einen Riesenappetit, und was unser Schiffscapitän in der ersten Zeit an meiner Verpflegung gespart, das mußte er jetzt durch die zwei-, ja dreifachen Portionen, welche ich verzehrte, wieder einbüßen. Nun, der kleine, dicke „Captein" mit dem von Wind, Wetter und Tropensonne gerötheten pockennarbigen Gesicht, aus dem die durch sehr vielen steifen Grog noch um einige Schattirungen dunkler gefärbte Stumpfnase hervorglühte, und den kleinen, grauen, scharfen Augen, der selbst unter der brasilianischen Sonne die alte zerzauste runde Pelzmütze nicht von dem krausen blonden Haar abnahm, gönnte mir Speise und Trank sehr gern, und sein treuherziges „Aeten See noch een Bäten miehr, mien leev Hauptmann" oder „Drinken wir noch een Glas miteenander; Aeten und Drinken hält Liev und Seel tosamm," womit er mich täglich einlud und mir dabei selbst stets mit dem besten Beispiel voranging, wird mir für mein ganzes Leben unvergeßlich bleiben.

Er war überhaupt ein ächter Sohn Schleswig-Holsteins, etwas langsam, aber auch nachhaltig, gern viel essend und trinkend, aber dafür auch, wenn es sein mußte, wieder hart arbeitend (während des Sturmes ist er fünf Tage und Nächte nicht aus den Kleidern und kaum vom Verdeck gekommen), und dabei von vielem natürlichen Humor, so daß ich über seine Geschichten und Witze oft herzlich gelacht habe. Obgleich er jetzt unter dänischer Flagge fahren mußte, haßte er doch alle Dänen auf das Bitterste, und seine acht Matrosen, fast durchweg stämmige Söhne der friesischen Inseln, theilten ebenfalls dieses Gefühl. „Een dütsche Flagg' und een dütsche Flott' möt wie häbben, ihre (eher) waren wie Dütschen to See nich ästimirt!" hörte ich ihn wohl ein Dutzend Mal sagen, wobei er dann regelmäßig mit seiner breiten Faust auf den Tisch schlug, daß die Gläser klirrten. Guter, ehrlicher „Captein," diesen Wunsch solltest Du nicht mehr erfüllt sehn, denn als ich 1859 aus Rußland zurückkehrte, hörte ich zu meiner Trauer, daß die Anna-Maria bei einem heftigen Sturme mit Mann und Maus unweit der jütländischen Küste untergegangen sei. Wird überhaupt einer der jetzigen Söhne Deutschlands noch sein Auge an einer gemeinsamen deutschen Flagge und Flotte erfreuen dürfen?! Mir scheint es nicht, daß dies der Fall sein wird.

Da wir während des Sturmes verschiedene Schäden erlitten hatten, so lief unser Capitän auf acht Tage in Lissabon an, um diese wieder ausbessern zu lassen. Die schöne Lage der Stadt an dem breiten mächtigen Tajo, auf dem gerade eine ziemlich starke englische Flotte ankerte, gefiel mir ungemein und gehörte unbedingt mit zu dem schönsten Anblick, der mir jemals zu Theil geworden war. Im Innern der Stadt fand ich es lange nicht so anziehend, und obgleich es einige prächtige Kirchen, große freie Plätze und umfangreiche Paläste gab, herrschten sonst Schmutz, Unordnung, Verfall und entsetzlicher Gestank überall

vor. Ich machte in Lissabon zufällig die Bekanntschaft von zwei zu ihrem Vergnügen reisenden deutschen Officieren, und wir unterhielten uns vortrefflich, wobei ich besonders stark dem edlen Portwein zusprach, um meine von der Seekrankheit mitgenommenen Kräfte wieder zu stärken. Auch mein ehrlicher Schiffscapitän war, so viel es seine Geschäfte erlaubten, in unserer Gesellschaft und machte uns durch seinen trockenen Humor, scharfen Mutterwitz und die souveräne Verachtung, welche er gegen alle Portugiesen äußerte, ungemein viel Spaß.

War nun der erste Anfang unserer Reise bisher nicht allzu günstig gewesen, so war deren Fortgang desto besser. Von dem Augenblick an, wo wir im Hafen von Lissabon die Anker lichteten, bis zu dem, wo wir sie vor Rio de Janeiro wieder in die Tiefe niederrasseln ließen, hatten wir das schönste Wetter und den günstigsten Wind, der sich nur wünschen ließ. Selbst unser alter Hanser, der die Reise nach Brasilien schon über zwanzigmal gemacht hatte, erinnerte sich keiner so angenehmen und schnellen Fahrt, als wir solche jetzt von der portugiesischen Küste an hatten. Es schien überhaupt, als sei Gott Neptun mir nach dem ersten schweren Opfer, welches ich ihm gebracht hatte, jetzt besonders günstig gesinnt, denn auf allen meinen späteren Seereisen habe ich fortan stets ohne Ausnahme das beste Wetter und den günstigsten Wind gehabt, und bin auch niemals wieder nur im Mindesten von der Seekrankheit befallen worden.

Von Lissabon ab bekümmerte ich mich zuerst auch mehr um die übrige Gesellschaft auf dem Schiffe, mit der ich die Reise zusammen machen sollte. Den Haupttheil bildeten drei oder vier junge Handlungscommis, welche in Brasilien Unterkommen suchten. Zwei von ihnen waren ganz anständige, gebildete Männer, mit denen ich mich recht gern unterhielt, ein dritter aber von der Sorte der ächten Weinreisenden, welche in Deutschland die table d'hôte unserer mittleren Gasthöfe nur zu oft für alle anderen

Reisenden unsicher machen. Da mein Grundsatz ist, die Menschen zu nehmen, wie sie nun einmal von Gott geschaffen sind, und an Jedem wo möglich eine Eigenschaft zu entdecken, welche mir Unterhaltung gewähren kann, so belustigte mich dieser renommirende und schwadronirende Commis mitunter nicht wenig. Unser alter Schiffscapitän, der mit seinem scharfen Blick ebenfalls alle Schwächen der Menschen sogleich erkannte, hatte auch seinen Spaß mit ihm, ohne daß er dies in seiner Eitelkeit bemerkte. Besonders belustigte es uns sehr, ihn am Abend mit einigen Gläsern starken Grog etwas angetrunken zu machen, und uns dann von ihm seine Abenteuer auf dem Felde der Liebe, auf dem er, seiner Erzählung nach, ein unbesieglicher Don Juan sein mußte, vorlügen zu lassen. Der Vierte dieses vierblätterigen Kleeblattes, der Jünger Mercurs war ein Freiheitsschwärmer, für den Hecker als größter Mann unserer Zeit galt, und der für Freischaaren, Volkswehren und eine deutsche große Republik und ähnlichen Unsinn begeistert war. Der gute Junge schien sonst ein ganz vernünftiger Mensch zu sein, wenn er aber auf das Gebiet der Politik gerieth, ging der Verstand mit ihm durch. Wenn ich ihm vorstellte, daß Freischaaren und Bürgerwehren im Felde gegen ein nur einigermaßen tüchtiges reguläres Heer auch nicht den allermindesten Nutzen gewährten, schon weil ihnen die erste Eigenschaft der Soldaten, unbedingte Disciplin, fehlte, sah ich ihn an, daß er mich in seinem Innern für einen unverbesserlichen Gamaschenheld hielt, und wenn ich mir erlaubte, über Hecker, Struve und Consorten zu spotten und seine geträumte große einige deutsche Republik für einen Unsinn zu erklären, war ich ein Tyrannenknecht und Fürstendiener. Nun, es muß auch solche komische Kauze geben, und unser Deutschland ist nur zu reich an dieser Gattung. Ein eigenthümliches Zusammentreffen war es, daß ich diesen blonden Enthusiasten, dessen ich schon gänzlich wieder vergessen hatte, vor einigen Monaten als gefangenen Major eines New-Yorker Milizbataillons in unserm

conföderirten Lager antraf. Er erkannte mich nicht wieder, ich redete ihn aber als früheren Reisegefährten freundlich an und bemühte mich, ihm mehrere Gefälligkeiten zu erweisen und seine Auswechslung zu betreiben, was mir auch durch die Gunst, in der ich beim General Jackson stand, leicht gelang. Von seiner früheren Freiheitsschwärmerei hatte ihn sein mehrjähriger Aufenthalt in der nordamerikanischen Republik gründlich geheilt.

Ein sehr nützlicher Reisegefährte, von dem ich Vieles lernte, war für mich ein brasilianischer Plantagenbesitzer aus der Gegend von Bahia. Ich übte mich mit ihm in dem Gebrauche der portugiesischen Sprache, und machte ziemliche Fortschritte hierin. Meine freilich unberechtigten Hoffnungen, welche ich auf meinen Eintritt in brasilianische Kriegsdienste setzte, stimmten die Mittheilungen dieses Pflanzers ungemein herab. Er sagte mir, daß ich allerdings, wenn Brasilien gerade einen Krieg führe, ziemlich leicht eine Officiersstelle erhalten, ja selbst zum Hauptmann befördert werden würde, daß dies aber für einen deutschen Officier, der wahres Ehrgefühl besitze, keine angenehme, im Gegentheil sogar eine höchst peinliche Stellung sei. Wie allzuwahr sprach dieser Mann, und hätte ich seine Worte nur früher gehört, so wäre ich schwerlich nach Brasilien gereist. Doch es ist nun einmal das Schicksal der meisten Menschen, daß sie nur durch eigene Erfahrungen klug werden wollen, und alle Warnungen größtentheils vergeblich an ihnen abprallen. So sollte es auch mir gehen.

Auch das sogenannte schöne Geschlecht war durch eine ziemlich ausrangirte italienische Sängerin, die von Lissabon mit uns fuhr, am Bord unseres Schiffes vertreten. Madame Traversini mochte in ihrer Jugend einmal schön gewesen sein, und hatte sicherlich ein sehr bewegtes, an Liebe und Lust überreiches Leben bisher in Italien, Spanien, Frankreich und Gott weiß wo noch sonst weiter geführt, bis sie sich entschloß, das Publi-

kum von Brasiliens Hauptstadt durch ihre Gegenwart zu beglücken. Sie wußte die ihr gebliebenen beaux restes ihrer Stimme wie äußeren Reize sehr geschickt zu benutzen und möglichst hoch zu verwerthen, und sah beim Kerzenschein, wenn sie sich erst gehörig aufgeputzt hatte, gar nicht so übel aus. Ohne Toilette gemacht zu haben, ließ sie sich vor Männeraugen niemals sehen, und nur ich war so glücklich, oder richtiger wohl unglücklich, sie einmal zufällig en profond négligé zu erblicken. Da sah sie freilich ganz anders und nichts weniger als verführerisch aus. Mit vielgeübtem Scharfblick erkannte Madame, daß die Kasse des brasilianischen Pflanzers die wohlgefüllteste sei, und warf daher ungemein gewandt zuerst ihre verführerischen Netze nach diesem Goldfisch aus. Da der ernste Mann viel zu vernünftig war, um sich fangen zu lassen, so genoß ich einige Zeit die gerade nicht sonderlich hoch anzuschlagende Ehre, von ihr sehr bevorzugt zu werden. Als ich auch völlig unempfindlich gegen alle Verlockungen blieb, wandte sie sich endlich verzweifelnd dem renommirenden Weinreisenden zu, und hier gelangen ihr wenigstens theilweise ihre Absichten, und er ward von ihr sogar — was sie anfänglich wohl nicht wollte — für immer gefesselt. Auch dieses Paar fand ich 1861 in New-Orleans, und zwar zu meinem größten Vergnügen als ehelich verbunden, wieder. Der renommirende Weinjüngling war der wohlgenährte, kupfernasige Wirth einer sehr eleganten Restauration geworden; Madame präsidirte am Comptoirtisch und schien Kasse wie Wirthschaft in sehr strenger Ordnung zu halten. Ich gab mich dem würdigen Ehepaar zu erkennen, ward sehr freundlich aufgenommen, und leerte am Abend mit ihnen einige Flaschen Champagner, wofür Madame entschieden die Annahme einer Bezahlung verweigerte, auf unsere frühere Reise. Der geschwätzige Mund der alten Italienerin weihte mich bei dieser Gelegenheit in die Chronique scandaleuse von New-

Orleans ein, und wenn nur die Hälfte ihrer Angaben begründet war, und ich setze keinen Zweifel, daß dies der Fall, muß Paris sogar im Vergleich zu New-Orleans tugendhaft wie ein Mädchenpensionat in einer Herrnhutergemeinde sein.

Mit dieser Gesellschaft am Bord verging mir die Zeit der Ueberfahrt nach Rio de Janeiro ganz schnell und ganz angenehm, und Mitte September warfen wir daselbst die Anker. Die Einfahrt in den Hafen von Rio ist schon vielfach beschrieben, und stets als entzückend schön geschildert worden, und verdient dieses Lob auch mit vollem Rechte. Auf der ganzen bewohnten Erde mögen wenige Punkte sein, die einem Reisenden, besonders wenn ihm die Tropenwelt noch völlig unbekannt ist, so viele Naturschönheiten darbieten und sein Auge auf so mannigfache Weise ergötzen, als wenn er nach mehrmonatlicher Seereise an einem schönen klaren Abend in die Bucht, an welcher Brasiliens Hauptstadt liegt, einfährt. Ich wußte kaum, wohin ich mein entzücktes Auge zuerst wenden sollte, und schwelgte förmlich im Anblick der vielen neuen und schönen Eindrücke, welche mich von allen Seiten umgaben. Freilich sollte ich die Kehrseite dieses äußerlich so sehr bestechenden Gemäldes nur zu bald erkennen.

Da es schon zu spät war, um noch am Abend landen zu können, so warfen wir unweit der kleinen befestigten Insel Ilheo das Cobras, welche mitten im Hafen liegt, den Anker. Es war eine sehr helle und milde Mondscheinnacht, wie solche nur die Tropen als Entschädigung für die vielen Leiden, welche ihnen ihr heißes Klima sonst bringt, kennen. Die Schönheit der Gegend, die uns umgab, hatte uns Alle so aufgeregt, daß wir es vorzogen, noch lange auf dem Verdeck zu bleiben, statt unsere engen heißen Schlafkojen aufzusuchen. Es ward ein festlicher Abschiedspunsch gebraut, zu welchem der alte Hansen seinen besten Rum spenden mußte, während ich einige noch aufge-

sparte Flaschen in Lissabon gekauften ächten Portwein in die Bowle goß, und der Pflanzer uns mit seinen Cigarren reichlich versah. Von einem mit Negern bemannten Boote, wie solche zu Dutzenden das Schiff umschwärmten, wurden Ananas, Orangen und noch andere Südfrüchte, die mir bisher völlig unbekannt gewesen waren, gekauft, theils um durch ihr Aroma unsern Punsch zu würzen, theils um als Nachtisch zu dienen. Auch frisches Geflügel und vortreffliche Seefische kaufte unser Schiffskoch, ein ehemaliger schleswig-holstein'scher Artillerist, und bereitete uns damit einen delicaten Abschiedsschmaus, der seiner Kochkunst alle Ehre machte. Wir waren Alle von der besten Laune, und die Schönheit der Gegend, der Gedanke, morgen ein neues Land zu betreten, wohin wir unsere übertriebensten Hoffnungen verlegten, und dann auch der reichlich genossene starke Punsch versetzten uns zuletzt förmlich in eine ausgelassene Stimmung. Mit drei der Handlungscommis hatte ich mir schon während der langen Fahrt ein Quartett eingeübt, welches zuletzt gar nicht übel war, und wir ließen nun unsere schönen deutschen Lieder in vollem vierstimmigen Chor kräftig in die weiche, stille brasilianische Nacht hinein erschallen. Nicht weit von unserer Brigg ankerte der Koloß eines großen englischen Linienschiffes, und wir bemerkten, wie die Officiere und Cadetten an dessen Bord wohlgefällig unserm Gesange lauschten und uns wiederholt mit einem Bravoklatschen belohnten. Auch unsere italienische Sängerin gab uns mehrere ihrer Bravourarien zum Besten, doch verhallte ihr schmelzender Gesang mit seinen kunstvollen Trillern im Freien zu sehr, und brachte nicht die Wirkung wie unser kräftiges Quartett hervor. Leise plätscherten dabei die leichten Wellen des Oceans an den Bord unseres Schiffes, wie wollten sie unsern Gesang begleiten, und mitunter erscholl jener eigenthümlich hohle, dem tiefen Seufzer eines Riesen gleichende Ton, den das Meer auch bei vollkommenster

Ruhe in gewissen regelmäßigen Pausen ausstößt. In einem langen Halbbogen glänzten vor uns am Strande die Tausende von Lichtern und Laternen, welche eine so große Stadt wie Rio de Janeiro allabendlich anzündet, während rechts und links seitwärts sich die hellen Fenster der beiden Forts Santa-Cruz und San Juan, welche den Hafen beschützen, in der dunkeln Meeresfluth abspiegelten. Am fernen Horizont konnte man im bleichen Mondesschein die mächtige Gestalt des ziemlich hohen Berges Corcovado, welcher sich unweit der Stadt erhebt, in seinen dunkeln, halbverschwimmenden Umrissen erkennen. Es war wirklich eine entzückend schöne Nacht, deren Erinnerung ich noch jetzt nach zwölf Jahren lebhaft bewahrt habe.

Am andern Morgen kam ein Douanen- und Polizeiboot, dessen Beamte ziemlich schäbig aussahen, während die Ruderer lauter kohlschwarze Neger waren, zu uns an Bord, und wir hatten einige Paß- und Zollscheerereien durchzumachen, welche uns gar deutlich erinnerten, daß wir uns auch hier in einer sehr reellen und nicht blos poetischen Welt befanden, wie wir gestern Abend wirklich hätten glauben können. Nun, ich kam ohne viele Umstände fort, da mein Gepäck leicht und mein Paß in bester Ordnung war. Ich nahm bald einen herzlichen Abschied von meinen bisherigen Reisegefährten, gab unserer wackern Schiffsmannschaft ein reichliches Trinkgeld, wofür sie mir ein lautes dreimaliges Hurrah brachte, schüttelte dem alten „Captein" Hansen noch zuletzt recht kräftig die gebräunte Rechte, und ein leichtes, von zwei stämmigen Negern schnell gerudertes Boot führte mich bald an das Land. Ein eigenes Gefühl durchzuckte mich, als ich zuerst den Fuß auf den Boden der neuen Welt, auf der ich mir eine zweite Heimath zu gründen versuchen wollte, setzte.

Daß Rio von Portugiesen gegründet und gleichsam eine Tochterstadt von Lissabon ist, bemerkt man an der Bauart der Straßen, der inneren wie äußeren Einrichtung der Häuser, an dem

überall herrschenden Schmutz, kurz an Allem und Jedem. Auch die Brasilianer sind vielleicht um eine Schattirung in ihrer Hautfarbe dunkler als die Portugiesen, sonst zeigen sie die gleiche Häßlichkeit, Verkümmertheit und Schwäche des Wuchses. Man sieht in Rio noch mehr Neger auf den Straßen, als in Lissabon, bemerkt in den Gärten der Umgegend einige Bäume und Gesträuche, die in Europa unbekannt sind; ein viel größerer Unterschied herrscht aber wirklich zwischen den beiden Städten nicht. Nur die Handelsthätigkeit ist in der aufblühenden Hauptstadt des neuen Reiches entschieden größer als in der zurückgehenden portugiesischen Capitale, der Hafen von Rio ist belebter, und auch die Läden in deren Hauptstraßen sind glänzender; kurz, Alles ist großartiger und mehr den Weltverkehr zeigend.

Ich quartierte mich anfänglich in einem zwar sehr eleganten, aber auch sehr theuren — wie denn überhaupt das ganze Leben in Rio de Janeiro ungemein kostspielig ist — Gasthofe auf dem Platze Santa-Anna ein, der von einem Franzosen gehalten wurde, und wollte dann meine Empfehlungsbriefe abgeben. Kaum war ich aber einige Hundert Schritte auf der Straße gegangen und beschaute mir eben neugierig den mit hellschimmernden fremden Vogelbälgen, ausgestopften Affen, bunten Muscheln u. s. w. stattlich aufgeputzten Laden eines Naturalienhändlers, als plötzlich eine feste Hand sich auf meine Schulter legte, und eine deutsche, wohlbekannte Stimme in freudigem, aber zugleich auch sehr verwundertem Tone ausrief: „Aber zum Kuckuck, alter Junge, wie kommst Du denn hierher?!“ Es war ein früherer schleswig-holstein'scher Kamerad, der schon im Frühling als Officier in der in Hamburg formirten deutsch-brasilianischen Legion hieher gekommen war, jetzt aber in Civilkleidung ging. Zwar freute ich mich nicht wenig über dieses unerwartete Zusammentreffen — aber die Erzählungen, welche mir mein Freund auf einem gemeinsamen Spaziergange, den wir sogleich unternahmen, machte, stimmten

meine Hoffnungen um mindestens 999 Procent herab. Schon an diesem ersten Morgen sah ich ein, daß ich einen verdammt dummen Streich gemacht hatte, so ohne Weiteres auf gutes Glück hieher nach Brasilien zu gehen. Doch geschehene Dinge lassen sich nun einmal nicht mehr ändern, und so galt es jetzt, den Kopf oben zu behalten und nicht sogleich den Muth zu verlieren.

Wie bei ihrer sehr mangelhaften Zusammensetzung und den vielen ungeeigneten Elementen, welche sie sowohl unter den Officieren wie Soldaten enthielt, leicht vorausgesehen werden konnte, war in der deutsch-brasilianischen Legion sogleich Uneinigkeit über Uneinigkeit ausgebrochen. Viele Officiere, zu denen auch mein Freund gehörte, waren schon ausgetreten und suchten sich auf andere Weise fortzuhelfen. So gab mein Freund, der viel musikalisches Talent besaß, Clavier- und Gesangunterricht, besonders bei englischen Familien, die sehr nobel bezahlten, und hatte auch eine Art von Schule für deutsche Knaben eingerichtet, die einen ebenfalls günstigen Fortgang hatte. Er bot mir halb im Scherz, halb im Ernst, eine Lehrerstelle der Mathematik und des Zeichnens an, ich lachte ihn aber tüchtig aus, denn um über ungezogene Jungen den Baculus zu schwingen, war ich doch wahrlich nicht nach Brasilien gekommen.

Der Rest der sehr zusammengeschmolzenen deutschen Legion befand sich übrigens gar nicht mehr in Rio, sondern stand an der Grenze gegen die Argentiner. Es war dies aber nur ein kurzer Krieg, indem bei der flauen Weise, wie er geführt werden konnte, auch keine sonderlichen Lorbeeren zu erwarten standen. So war es denn mit meinen Hoffnungen, ein kaiserlich brasilianischer General von glänzendem Kriegsruhm zu werden, sogleich aus. Die Schilderungen, welche mir mein Freund von dem Zustande der brasilianischen Truppen und gar von der Bildung, socialen Stellung und Bezahlung ihrer Officiere machte, waren übrigens auch gerade nicht allzu verlockend, um in deren

Reihen zu treten. Ein halbwege tüchtiger Commis in einem fremden Handlungshause wird in Rio de Janeiro nicht allein ungleich höher bezahlt, sondern nimmt auch im socialen Leben eine geachtetere Stellung ein, als ein brasilianischer Hauptmann, und Ersterer würde sich schämen, mit einem solchen zu tauschen. Das waren denn für mich, der ich in den Begriffen des preußischen Officierstandes aufgezogen war, freilich ganz verzweifelte Aussichten. Um mich durch meine eigenen Augen sehen zu lassen, was meine Ohren so eben gehört hatten, führte mich mein Freund auf einen Casernenhof, wo eben brasilianische Infanterie exercirte. Hilf Himmel, was sah ich! Die Soldaten, fast lauter Neger, waren schmutzig gekleidet, schlecht bewaffnet und exercirten, wie ich mir ungefähr die Krähwinkler Bürger gerade in ihrem Exercitium denke. Einer solchen Heldenschaar würdig sahen die meisten Subalternofficiere aus. Häßliche, vermuckerte Gestalten mit braunen Gesichtern, in denen alles Andere eher als ein martialischer Ausdruck lag, mit einer abscheulich schlechten Haltung und einer schmutzigen, schlotterigen, abgeschabten Uniform. Wenn, nach Freiherrn von Liebig's Ausspruch, der Gebrauch der Seife den Culturgrad eines Volkes bedingt, so mußte dieses kaiserlich brasilianische Regiment, welches ich hier sah, auf einer sehr geringen Culturstufe stehen, denn sowohl die Soldaten, als auch Officiere sahen in der That aus, als hätten sie für ihre eigenen Körper wie für ihre Wäsche und sonstigen Kleidungsstücke den Gebrauch der Seife seit Wochen nicht mehr angewandt. Der Oberst, der später kam, war übrigens ein junger, hübscher, eleganter Mann, und auch ein General, der zuletzt unter dem ohrzerreißenden Klang der gräßlichsten Musik, welche ich bisher jemals gehört hatte, das Regiment vorbeidefiliren, oder richtiger vorbeischlottern ließ, hätte in seiner eleganten Haltung und goldgestickten Uniform auch vor jeder europäischen Truppe sich sehen lassen können. Die vornehmen, reichen Brasilianer,

welche sich wirklich dem Heeresdienst widmen wollen, dienen als Subalternofficier sonst niemals in der Front, sondern nur als Adjutanten oder im sogenannten Generalstabe, und avanciren durch Protection so schnell, daß sie schon jung höhere Stabsofficierstellen bekleiden. Der General hier schien auch von der Musterung dieser Heldenschaar nicht im Mindesten erbaut zu sein, denn er schalt und fluchte sehr, wobei er mit ächt südländischer Heftigkeit mit Armen und Füßen wie ein Hampelmann umherfuhr. Einen alten Hauptmann mit einem kläglichen Armensündergesicht, der, ich weiß nicht was, verbrochen haben mußte, ließ er vor sich treten, kanzelte ihn furchtbar herunter, und fuhr ihm dabei mit der geballten Faust so dicht unter die Nase, daß ich jeden Augenblick glaubte, er würde ihm eine derbe Ohrfeige versetzen. Mit tiefer, demüthiger Verbeugung trollte sich der Alte dann wieder, und schlich wie ein begossener Pudel vor die Spitze seiner Compagnie. Ich hatte genug gesehen, um schon jetzt den festen Entschluß zu fassen, nun und nimmermehr als Officier in einem eingeborenen brasilianischen Regimente zu dienen. Die gemeinen Soldaten erhalten übrigens Hiebe auf den H..., daß es nur so kracht, und ich sah später einen Corporal den Sitztheil eines vor ihm auf einer Bank ausgestreckt liegenden Negersoldaten mit einem dicken Bambusrohr so kräftig bearbeiten, daß ihn jeder k. k. österreichische Unterofficier vormärzlicher Zeit um diese Gewandtheit hätte beneiden können.

Waren sowohl durch die Erzählungen meines Freundes und noch mehr durch das, was ich selbst sah, alle meine schönen Illusionen hinsichtlich meines Eintritts in die brasilianische Armee schon am ersten Tage meines Aufenthalts in Rio gründlich zerstört, so hatte diese Begegnung doch sonst sehr viel Angenehmes für mich. Zuerst verschaffte mir mein Bekannter ein wohlfeiles Privatquartier, was meiner Kasse sehr gut zu Statten kam, denn in dem Hôtel war es sündlich theuer. Die Möbli-

rung meines Zimmers war zwar möglichst einfach, und bestand nur aus Stuhl, Tisch und einem Block, auf dem ein hartes Feldbett lag; dazu ein Nürnberger Miniaturspiegel, aber die Aussicht auf den Hafen war so herrlich, daß sie für alles Andere schon entschädigen konnte. Auch die dicke Mulattin, die meine Wirthin vorstellte, war ganz gegen die Regel, ziemlich reinlich, und ihr siebenzehnjähriges Töchterchen ein hübsches, frisches Ding, mit dunklen, feurigen Augen, schwellenden rothen Lippen und prächtigen Elfenbeinzähnen, die gern auf einen lustigen Scherz mit einging. So hatte ich denn alle Ursache, mit dieser Wohnung zufrieden zu sein. Auch in einen angenehmen Kreis junger deutscher Landsleute, unter denen einige frühere Officiere, dann Lehrer und mehrere höhere Angestellte auf den Comptoirs waren, ward ich eingeführt und verlebte viele angenehme Stunden daselbst.

Von meinen Hamburger Empfehlungsschreiben an mehrere reiche Kaufmannshäuser, die ich abgab, hatte ich übrigens nicht viele Annehmlichkeiten. Ich ward zwar zu verschiedenen Diners und Réunions eingeladen, doch gefiel mir der dort herrschende Ton nicht sonderlich. Es war viel Gespreiztheit, lächerlicher Geldstolz, affectirte Vornehmthuerei, so wie übertriebene und dabei gar nicht geschmackvolle Pracht in diesen Kreisen. Die Herren schienen nur Sinn für Gelderwerb und rohe materielle Genüsse zu haben, und prahlten wirklich oft auf eine komische Weise. Da ich merkte, daß einige dieser Geldmatadore eine Art Scheu zu haben schienen, daß ich vielleicht ein Anlehen bei ihnen machen oder sonst irgendwie ihre Gefälligkeit in Anspruch nehmen könnte, wurde ich möglichst stolz gegen sie und mied bald ihre mir nicht zusagenden Gesellschafteu. Unter den Frauen schien große Frivolität zu herrschen, eheliche Untreue zur Regel zu gehören, und ein Freund von galanten Abenteuern dürfte schon, wie ich glaube, seine Rechnung bei ihnen finden. Mir schien aber keine

einzige hübsch oder interessant genug zu sein, als daß ich Neigung gefühlt hätte, irgendwie ihnen zu huldigen.

Einige Wochen war ich nun schon zwecklos in Rio de Janeiro gewesen und hatte mich im Allgemeinen vortrefflich amüsirt. Namentlich einige kleine Ausflüge zu Pferde in der schönen Umgegend hatten mir, schon wegen des Reizes der Neuheit, den die Tropennatur auf mich ausübte, vortrefflich gefallen. Diese Vegetation ist wahrhaft prachtvoll, und muß auf Jeden, der nur einigen Sinn für Naturschönheiten besitzt, einen überraschenden Eindruck machen. Ich war jedoch nicht hierhergekommen, um müßig umherzubummeln, sondern mußte daran denken, mir entweder einen entsprechenden Wirkungskreis zu suchen, oder Brasilien wieder zu verlassen. Da ich nun einmal hier war, wollte ich Letzteres doch nicht sogleich thun, und suchte daher den Kriegsminister auf, um ihm meine Empfehlungsschreiben einzuhändigen. Ich ward sehr artig aufgenommen und nach meinen besonderen Wünschen und Fähigkeiten gefragt. Während meines Cursus auf der Berliner Kriegsschule hatte ich mit besonderer Vorliebe mich auf das Planzeichnen gelegt, und war auch früher in Preußen einmal einen ganzen Sommer bei Vermessungsarbeiten angestellt gewesen. Ich sagte dem Kriegsminister, daß ich in diesem Fache manche Kenntnisse besäße, und zeigte ihm einen Plan, den ich gezeichnet hatte, welcher ihm sehr zu gefallen schien. Zur Probe gab er mir den Auftrag, ein für militärische Zwecke benutztes Feld unweit Rio zu vermessen und einen Plan davon zu liefern. In wenigen Tagen war ich mit dieser leichten Arbeit fertig, und die Schnelligkeit und correcte Ausführung derselben schien sein ganz besonderes Wohlgefallen zu erregen, obgleich jeder preußische Generalstabsofficier mit geringer Mühe ein Gleiches gethan hätte. Es ward mir nun eine Anstellung als Ingenieurlieutenant angeboten und mir dabei eröffnet, daß ich sogleich mit besonderer Zulage in das Innere des Landes

nach San Salvador abgehen solle, um dort bei der Vermessung einer Straße verwandt zu werden. Glänzend war meine Anstellung freilich nicht, und meine anfänglich übertriebenen Erwartungen hatte ich sehr herunterspannen müssen, doch da ich im Augenblick nichts Besseres für mich wußte, so nahm ich sie unbedenklich an. So ward ich denn kaiserlich brasilianischer Ingenieurofficier.

Zweites Kapitel.

Reise nach San Salvador. Meine Vorgesetzten. Versetzung nach einer Station im Innern des Landes. Expedition dahin. Leben im Blockhaus in der Mitte des Urwaldes. Eine große Pflanzung und deren Bewohner. Schwierigkeit meiner Arbeit und große Unannehmlichkeit meines Aufenthalts. Entschluß, meinen Abschied zu nehmen und nach Californien zu reisen. Reise dahin. Ankunft in San Francisco. Leben daselbst. Beschäftigung als Fuhrmann, guter Verdienst dabei. Reise in die Minen am Feather-River mit einem Maulthiertransport. Verschiedene Reisen als Händler in den Minendistricten.

Ich verlebte den Weihnachtsabend noch sehr gemüthlich im Kreise meiner deutschen Freunde in Rio. Wir hatten einen Christbaum mit Lichtern aufgeputzt, wozu uns freilich statt der heimathlichen Tanne ein tropischer Baum dienen mußte, beschenkten uns mit verschiedenen Kleinigkeiten, machten dann eine treffliche Bowle, und tranken und sangen nach guter deutscher Sitte bis tief in die Nacht hinein. Einige Tage später fuhr ich mit einem schlecht eingerichteten schmutzigen Küstendampfer nach Bahia und von da nach San Salvador, um mich dort bei einem Major, der mit der Direction der ganzen Straßenanlage beauftragt war, zu melden. Mein würdiger Chef, ein kleines, dürres, braungebranntes Männchen, der ungleich mehr Aehnlichkeit mit einem

großen Pavian als mit einem Menschen hatte, empfing meine dienstliche Meldung in dem tiefsten Négligé, das heißt, ohne Hosen und nur mit einem Hemd, was in seiner braungelben Färbung eben so wie seine Haut aussah, und mit einem langen, zerrissenen Schlafrock von grauem Baumwollenzeug bekleidet. Eine dicke, schmierige Mulattin, die treue Lebensgefährtin des Herrn Majors, ohne daß die Kirche zur Einsegnung dieses Bundes in Anspruch genommen war, deren ebenfalls nur zu leichter Anzug gar viele ihrer Reize — wenn von solchen überhaupt bei ihr die Rede sein konnte — unverhüllt ließ, wirthschaftete ebenfalls im Zimmer umher, während fünf bis sechs Bälger, theils fast nackt, theils mit Fetzen von Hemden und Hosen oder Unterröcken bekleidet, auf dem Boden sich umherkollerten, oder mit zwei Affen, mehreren Hunden und noch einigen kleinen Ferkelchen ihre lärmenden Spiele trieben. Der Gebrauch von Seife, Staubbesen, ja ich glaube auch von Wasser, schien in dieser Familie, den Herrn Major mit eingerechnet, völlig unbekannt zu sein.

In diesem großen Schmutzstall mußte ich denn meine dienstlichen Geschäfte abmachen. Daß mein würdiger Chef von Aufnehmen, Planzeichnen und allen derartigen Arbeiten nur höchst geringe Kenntniße besitze, jede geistige wie körperliche Anstrengung ihm ein Gräuel sei und er die ganze Anlage dieser Straße, die ihm eine Last neuer, unangenehmer Geschäfte aufbürdete, bis in den tiefsten Abgrund der Hölle verwünschte, konnte ich schon am ersten Tage erkennen. Sonst war er ein guter, harmloser Mann, der nichts wie seine Schweine, Affen und sonstiges Viehzeug liebte, und sehr wünschte, daß man sich nicht im Allermindesten um ihn bekümmerte. Seine rechte Hand, oder richtiger der eigentliche Befehlshaber aller Vermessungsarbeiten und des dabei beschäftigten Personals, war ein Capitän, der von französischen Eltern in Brasilien geboren, einige Jahre auf der polytechnischen Schule in Paris zugebracht hatte.

Er war nicht ohne Fähigkeiten und Kenntnisse und hatte vielen natürlichen Scharfblick, beherrschte den Major unbedingt, that, was er wollte und betrog dabei die Regierung auf die unverantwortlichste Weise. Meine Ankunft schien ihm höchst unangenehm zu sein, da er gern eine seiner Creaturen, einen früheren französischen Unterofficier, für meinen Posten gehabt hätte, und schon in den ersten vierundzwanzig Stunden entspann sich zwischen uns eine heftige Feindschaft, die auch, so lange ich in Brasilien weilte, keinen Augenblick aufhörte.

Ich erhielt hier nun bald einige ziemlich schlechte Instrumente, zwei Unterofficiere als Gehülfen, acht Negersoldaten als Arbeiter, Jäger u. s. w., zwei alte abgetriebene Maulesel zum Reiten und für den Transport der Lebensmittel, und dann die Anweisung, nach meiner Station, die ungefähr zehn deutsche Meilen von der Hauptstadt der Provinz entfernt war, abzugehen. Die beiden mir zugetheilten Unterofficiere waren zwei merkwürdige Subjecte. Der eine war ein Bayer, ein früherer Stubenmaler, der aber schon über vierzig Jahre in brasilianischen Kriegsdiensten stand. Wenn er sich irgend wie geistige Getränke verschaffen konnte, war er ganz entschieden stets im halben, oft auch im ganzen Rausch, und nichts auf der Welt vermochte ihn dann vom Trinken abzuhalten. Hatte er kein Geld, oder konnte er sich keinen Branntwein verschaffen, und mußte also gezwungener Weise nüchtern bleiben, so war er ehrlich, anhänglich und gar nicht ohne praktische Geschicklichkeit. Sein College war ein nüchterner, mäßiger, äußerst sparsamer Brasilianer, der aber weder lesen noch schreiben konnte, dagegen viel Geschick besaß, sich im Urwald zu orientiren und die natürlichen Hindernisse des Bodens zu beurtheilen. Er war früher lange Schmuggler gewesen, endlich aber ergriffen und zur Strafe sechs Jahre unter das Militär gesteckt worden. Da er ein eigenes Gehöft besaß, so war ihm dessen Confiscation angedroht worden, wenn er de-

sertiren würde, daher er schon nothgedrungen bei uns bleiben mußte. Obgleich schon lange verheirathet und Vater von vielen Kindern, ließ er doch — wie ich glaube, mit Bewilligung seiner Frau — seine Geliebte, eine ziemlich hübsche Mulattin, zu sich auf unsere Station kommen, wo sie zugleich auch den Dienst einer Wäscherin und Köchin versah. Auch einige liederliche Negerinnen, wahre Scheusale, die so fürchterlich stanken, daß ich mir immer schon die Nase zuhielt, wenn ich in ihre Nähe kam, trieben sich ab und zu bei uns herum. In solchen Dingen mußte ich schon nachsichtig sein, da ich auf dieser abgelegenen Station meine Mannschaft sonst nicht an Desertion oder Meuterei gehindert und ihre gute Laune ungetrübt erhalten hätte. Im Allgemeinen waren meine Neger gute, lustige, bei Tag und Nacht unermüdlich thätige Burschen, die mir nicht viel Verdruß bereiteten, außer daß sie eine unbezwingliche Neigung für kleine Diebereien besaßen. Ertappte ich einen solchen Dieb, und dies geschah häufig, so mußte er sich platt auf den Boden legen, und mein brasilianischer Corporal zählte ihm dann mit einem dicken Stock 20, 40, ja 60 Hiebe, je nachdem ich es befahl, auf sein Sitzfleisch auf. Nach beendeter Execution küßte der so Bestrafte mir demüthig die Hand und trollte sich wieder, als wenn weiter nichts vorgefallen wäre, an seine Arbeit.

Da mir die beiden abgetriebenen Maulthiere, die ich von der Regierung erhielt, zum Reiten zu schlecht waren, so kaufte ich mir für mein eigenes Geld einen kleinen, zwar häßlichen, aber starken und ausdauernden Hengst als Reitpferd. Die beiden Maulthiere wurden mit schwarzen Bohnen, getrocknetem Fleisch und Maniokmehl als Proviant für die Mannschaft beladen, ich kaufte mir etwas Chocolade, Zucker, Punschessenz und sonstige bessere Lebensmittel, und marschirte dann am 15. Januar 1852, gerade nicht in sonderlich stolzer Haltung, an der Spitze meiner Mannschaft in die Wildniß hinein. Der Weg, nur ein Saum-

pfad für die Lastthiere, war von dem vielen Regen in der letzten Zeit so schlecht, daß wir mit äußerster Mühe an dem ersten Tage nur die Hälfte bis zu unserer Station zurücklegen konnten. Bei einem kleinen Bache wurde Halt gemacht und die Lagerfeuer angezündet. Zwar regnete es stark, allein mein Gummimantel und die große wollene Decke, die ich hatte, verschafften mir einigen Schutz, und so fand ich schon der Neuheit wegen dieses erste Nachtlager unter freiem Himmel im Walde gar nicht so unangenehm, und schlief wenigstens vortrefflich. Mit frischen Kräften setzten wir am andern Morgen unsern Weg wieder fort, und langten gegen Abend dann auch glücklich an der bestimmten Station an. Ich muß noch jetzt oft daran zurückdenken, welchen Eindruck es auf mich, der ich damals ja ein Neuling im Leben in der Wildniß war, machte, als ich diesen Orte, an dem ich nun mehrere Monate verweilen sollte, zuerst erblickte. Wahrhaftig, sonderlich einladend sah es nicht daselbst aus. Auf einem kleinen freien Platz, der von einem schmutzig gelben, von Regenwasser hoch angeschwollenen Bach durchflossen, sonst aber von allen Seiten durch hohen, dichten Urwald mit seinen riesigen dunklen Bäumen umgeben war, stand ein altes, halb zerfallenes, unbewohntes Blockhaus, was früher als Station für eine Wachmannschaft gedient hatte; dies war das Ganze. Einige jetzt schon wieder mit Unkraut und Gestrüpp sehr bewachsene Felder, die mühsam dem Urwalde abgerungen waren, zeigten, daß hier früher einmal Menschen sich auf längere Zeit niedergelassen hatten. Hier sollte ich also, wer weiß auf wie lange, in tiefster Einsamkeit hausen. „Tu as voulu, George Dandin,“ sagte ich zu mir selbst, und sang in verzweifelter Lustigkeit: „Willst Du in der Ferne schweifen, sieh, das Gute liegt so nah.“ Und dabei fiel mir ein, daß gerade am heutigen Abend vor fünf Jahren ich, der Vortänzer auf einem glänzenden Balle bei unserm Oberpräsidenten in B. gewesen war, und

die schöne blonde, hochelegante Louise, mit der ich den Cotillon getanzt, mir ihre Liebe an jenem Abend zuerst gestanden und mir gar innig dabei die Hand gedrückt hatte. — Nun, was half's, mit der Vergangenheit mußte nun einmal gründlich gebrochen werden; das wußte und wollte ich auch, wenn nur die Zukunft mir gehörte.

Die ersten Tage auf unserer Station wurden noch bivouakirt, und inzwischen arbeitete ich mit meiner gesammten Mannschaft fleißig daran, uns wenigstens einigermaßen wohnlich einzurichten. Das große Blockhaus wurde wieder reparirt, vor Regen dicht gemacht, mit einer Feueresse die eingefallen gewesen war, versehen, und eine kleine Kammer für meine beiden Corporale darin abgeschauert, damit diese nicht zwischen den Negern zu schlafen nöthig hatten. Langes Moos, welches an vielen hohen Bäumen des Urwaldes wie ein mehrere Fuß langer Bart herabhängt, wurde in Menge gesammelt, am Feuer getrocknet, und gab dann eine treffliche Schlafstätte ab. Ich ließ mir einige alte Kaffee- und Mehlsäcke mit diesem Moose polstern, und machte mir daraus mit Hülfe von zwei großen, dicken Wollendecken eine bequeme Schlafstätte, auf der ich gar manche Nacht sanft geschlafen habe. Für mich selbst ließ ich ein kleines Blockhaus neben dem meiner Leute errichten. Es war möglichst einfach, und enthielt nicht viel größeren Raum, als daß meine Moosmatratze, mein Koffer, einige Stühle, welche ein Zimmermann unter meinen Negern roh aus Brettern zusammengeschlagen hatte, und ein eben solcher großer Tisch zum Zeichnen darin stehen konnten. Fensterscheiben gab es in meinem Palais nicht; die Holzthür knarrte in hölzernen Angeln, und auf Gesellschaften war ich nicht eingerichtet. Nun, ich wohnte wenigstens trocken, allein und reinlich, und das war schon viel werth. Ich sandte übrigens meine beiden Maulthiere noch wiederholt nach der Provinzialhauptstadt, um noch mancherlei kleine Vorräthe, die mir das Leben erträglicher

machen sollten, einzukaufen. Ungefähr vierzehn Tage mochten mit diesen Vorarbeiten, bei denen ich selbst schon aus Langeweile tüchtig mit gearbeitet, und Gräber, Hammer, Axt und Hebel so fleißig geführt hatte, daß meine Hände ganz mit Quesen bedeckt waren, vergangen sein, da war eine leidliche Ordnung auf unserer Station hergestellt. Auch den Garten ließ ich umarbeiten und mit Mais und verschiedenen Gemüsearten bepflanzen, und schaffte mir auch eine milchende Kuh und ein Dutzend Hühner an, damit ich durch Milch und Eier wenigstens einige Abwechselung in meine Nahrung, die bisher fast größtentheils aus getrocknetem Fleisch, Maiskuchen und schwarzen Bohnen bestanden hatte, bringen konnte. Ich hatte anfänglich gehofft, ich würde eine reiche Jagdbeute machen, mich aber leider hierin, wie in so manchen meiner Erwartungen von Brasilien, gar sehr getäuscht. So komisch es auch klingen mag, so ist es doch wahr, daß in einem Urwald eigentlich sehr wenig jagdbares Wild vorkommt. Nur Affen gab es in Menge, doch konnte ich mich nicht entschließen, auf diese Thiere, welche dem Menschen gar so ähnlich sehen, zu schießen, geschweige denn sie zu verzehren. Meine Neger trugen hierin weniger Bedenken und verzehrten mitunter einen geschmorten Affen, wenn sie solchen bekommen konnten, mit dem größten Appetit. Uebrigens sind die Affen gewöhnlich hoch oben in den Zweigen der größten Bäume, so versteckt, daß sie schwer zum Schuß zu bringen sind. Geschossene Affen verstecken sich auch oft noch in dem undurchdringlichen Zweige- und Blättergewirr dieser Riesen von Bäumen, so daß man sie nicht bekommen kann, wie es denn überhaupt äußerst schwer hält, erlegtes Wild zwischen diesen Lianen und Schlinggewächsen aller Art, welche im Urwald sich von Baum zu Baum ziehen, herauszufinden. Papageien gab es in Masse im Urwald, und von diesen schoß ich viele mit meiner Schrotflinte, konnte aber häufig meine erlegte Beute nicht

finden. Gebratene Papageien schmecken aber ungemein zähe und schlecht, doch läßt sich eine treffliche, kräftige Bouillon von ihnen kochen, was ich deshalb auch that. Auch verschiedene Wasservögel schoß ich mitunter am Bache, wie ich mir auch später, als ich erst ein Fischernetz besaß, häufig ein Gericht Fische fing. Einige Waschbären, Tapirs und ähnliche derartige Thiere wurden gleichfalls von mir während meines 5½monatlichen Aufenthalts auf dieser abgelegenen Station erlegt.

Die nächste Pflanzung war, wenn man durch den Bach ritt, in ungefähr anderthalb Stunden zu erreichen, und als ich erst einigermaßen mit meiner Einrichtung fertig war, stattete ich einen Besuch dort ab. Der Plantagenbesitzer war eigentlich ein sehr wohlhabender Mann, der mindestens an hundert Negersclaven jeglichen Alters und Geschlechts, so wie die doppelte Zahl von Rindvieh besaß, aber in vieler Hinsicht dabei schlechter lebte, als ein halbwege bemittelter Bauer in Deutschland. Schon die Zimmereinrichtung war ein Gemisch von Pracht und Dürftigkeit, Schmutz und Verschwendung. Die Mobilien waren schlecht und theilweise von den eigenen Sclaven, unter denen sich verschiedene Handwerker befanden, roh gearbeitet, während sämmtliches Eß- und Trinkgeschirr aus massivem Silber bestand. Selbst Waschschüsseln, die freilich, nach ächt brasilianischer Sitte, nicht allzuhäufig benutzt zu werden schienen, sah ich von Silber. Die Fußböden bestanden aus Mauersteinen, die auch nicht allzuhäufig rein gemacht wurden; darauf lagen an manchen Stellen wieder kostbare Brüsseler Teppiche, wie auch einzelne Pariser Pendulen auf den plumpen Holztischen standen, und ein prächtiger Spiegel in Goldrahmen an der schmutzigen, schlecht mit Ockerfarbe angestrichenen Wand hing. Eben so unharmonisch wie die Einrichtung der Zimmer war auch das sonstige Hauswesen. Halbnackte Negerburschen und Negermädchen liefen zu Dutzenden zur Bedienung umher; als ich aber einst ein Glas

Wasser forderte, ward mir auf einem silbernen Präsentirteller ein Wasserglas gebracht, welches so schmutzig aussah, daß mindestens einige Dutzend Menschen ihre fettigen Mäuler seit dessen letzter Reinigung auf deren Rand abgedrückt haben mußten. Ich konnte vor Ekel keinen Schluck daraus trinken. Auch bei Tische ging es eben so ungeregelt her; irdene Teller standen neben schweren Silberaufsätzen, und silberne Gabeln und Löffel von so massivem Gewicht, daß Einem förmlich die Hände ermüdeten, wenn man sie zum Munde führte, waren vielleicht seit den letzten Mahlzeiten nicht mehr geputzt worden. Die Bewirthung war reichlich, aber in der Regel waren die Speisen schlecht zubereitet, und culinarische Geschicklichkeit schien in der Küche, die von vier Negersclaven besorgt wurde, gerade nicht zu herrschen. Als übrigens einst ein fetter Truthahnbraten, des Pflanzers Leibgericht, aus Nachlässigkeit des schwarzen Kochs total verbrannt war, gerieth der Herr so in Zorn, daß der Neger sich auf eine Bank legen mußte und, während wir bei Tische saßen, vor unseren Augen zwanzig gehörige Hiebe auf sein Sitzfleisch aufgezählt erhielt. Den verbrannten Truthahn warf ihm sein Herr außerdem noch zornwüthig an den Kopf. Letzteres war übrigens, wie es mir schien, dem Sclaven ganz erwünscht, denn er packte eiligst den Braten, bevor die Meute der überall umher lungernden Hunde sich dessen bemächtigen konnte, und lief damit wie aus der Pistole geschossen in seine Küche zurück. Wenn bei den oft nur zu nachlässigen Köchen unserer eleganten deutschen Hôtels mitunter eine ähnliche Execution auf frischer That erfolgte, so könnte dies wirklich nichts schaden. Wie das Haus und die Hauseinrichtung, waren auch die Bewohner, aus dem Plantagenbesitzer mit dem ellenlangen Namen eines portugiesischen vornehmen Adelsgeschlechts, seiner Gattin und zwei Töchtern von siebenzehn und neunzehn Jahren bestehend. Der würdige Hausherr war eigentlich ein guter, harmloser Mann, der zur Noth schreiben,

rechnen und lesen konnte, fast den ganzen Tag Papiercigarren rauchend in seiner Hängematte sich schaukelte, höchstens in der Morgenkühle einen Spazierritt durch seine Besitzung, die mindestens zwei deutsche Quadratmeilen im Umfang hatte, machte, und sich sonst um nichts bekümmerte. Nur wenn seine persönliche Bequemlichkeit gestört wurde, konnte er auf Augenblicke in Jähzorn gerathen, sonst liebte er es nicht, sich durch Zorn oder Befehlshaberei zu incommodiren. Wir spielten oft eine Art von Domino mit einander, tranken dazu guten Portwein, und vertrugen uns trefflich. Seine würdige Gattin Donna Eugenia war eine kleine dicke, lebhafte, sehr resolute Frau, die in ihrer Jugend einmal recht hübsch gewesen sein mußte, davon aber jetzt nur ein Paar kohlschwarze feurige Augen übrig behalten hatte. Sie liebte es sehr, sich in möglichst bunte, schlecht harmonirende Farben zu kleiden, und trug oft gewiß für einige Tausend Thaler Schmuck und Goldsachen an sich, obgleich ich nicht behaupten möchte, daß sie sich allwöchentlich mehr als einmal den Luxus der Seife und des Waschens vergönnte.

Ein ziemlich starker Schnurrbart, um den mancher jugendliche Lieutenant in Deutschland sie beneidet hätte, und die rauhe, oft kreischende Sprache, die man bei den Damen in Brasilien häufig findet, gaben ihr etwas Männliches. Sie ward von den Hausnegern und mehr noch von den hübschen, sehr leichtsinnigen Negermädchen ungemein gefürchtet, und karbatschte mit einer Art von dicker Fliegenklappe oft so kräftig auf die schwellenden Körpertheile der halbnackten Mädels los, daß es laut klatschte.

Von den beiden Töchtern war die älteste ganz der Mutter Ebenbild, und wenn sie reinlicher, geschmackvoller angezogen und besser von Haltung gewesen wäre, hätte man sie eigentlich sehr hübsch nennen können. Sie war seit Kurzem die Braut eines ungemein reichen, dummen, gefräßigen Pflanzers, der eine sehr große Kaffeeplantage, vier Meilen davon entfernt, besaß, machte

sich aber schon jetzt über ihren Bräutigam sehr lustig, und erzählte mir öfters, sie heirathe ihn nur, um später für immer in Rio de Janeiro zu leben und sich dort zu amüsiren. Die Zahl der Hörnertrager wird ihr künftiger Mann sicherlich schon in den ersten Monaten nach seiner Verheirathung vermehren. Nun, er mag sich immerhin mit der großen Menge seiner Schicksalsgenossen in Brasilien trösten.

Die zweite Tochter war geistig viel bedeutender als die älteste Schwester, und hatte, obgleich ebenfalls fast ganz ohne jegliche Kenntnisse, vielen natürlichen Verstand und besonders auch scharfen Witz. Sie wäre sonst sehr hübsch gewesen und hatte in ihrem gelblichen Gesicht ausdrucksvolle Augen, hinkte aber leider sehr stark, da sie als Kind durch einen Fall verwahrlost worden war. In der Familie schien sie die Einzige zu sein, die täglichen Gebrauch von Waschwasser und wöchentlichen von Seife machte. Ich stand mit ihr besonders gut, und sie freute sich, wenn ich ihr deutsche Lieder zur Guitarre vorsang, wie sie denn auch mir portugiesische Lieder mit schöner, kräftiger, freilich ganz unausgebildeter Stimme vortrug.

Der unbedingt klügste Mann auf der Plantage und eigentlich der Beherrscher des ganzen Hausstandes war Fra Antonior der Hausgeistliche, der dem Dominikanerorden angehörte. Es soll früher mit der Donna Eugenia in sehr vertrautem Verhält, nisse gestanden haben, und ward allgemein als der eigentliche Vater der jüngsten Tochter angesehen. Das Mädchen sah ihm auch in der That ungemein ähnlich. Fra Antonio hatte früher in Rio studirt, war auch einmal zwei Jahre in Portugal gewesen, konnte etwas Französisch und Latein sprechen, und hatte eine ziemlich richtige Kenntniß von den europäischen Verhältnissen, wie er denn auch der Einzige auf der ganzen Plantage war, den ich mitunter in einem Buche lesend fand. Auch die Zeitung, die allwöchentlich einmal aus der Provinzialhauptstadt

ankam, wurde allein von ihm benutzt. Bei aller seiner Schlauheit und Herrschsucht — denn was er befahl, geschah unbedingt auf der Plantage — war er ein umgänglicher, lustiger Mann, der dem Grundsatze vieler katholischen Geistlichen: „Leben und leben lassen" unbedingt huldigte. Wir plauderten oft zusammen; er besuchte mich auch mitunter auf meiner einsamen Station und gab mir manche gute Rathschläge zur richtigen Beurtheilung der brasilianischen Zustände. In dem letzten Monat meines Aufenthaltes auf der Station machte er mir nach einigen Einleitungen plötzlich den seltsamen Vorschlag, die jüngste Tochter des Plantagenbesitzers zu heirathen. Ich müsse freilich dann zuerst in den Schooß der allein selig machenden katholischen Kirche eintreten und auch meinen Abschied nehmen. Wenn dies geschehen sei, verbürge er mir, daß ich die Hand des Mädchens erhalten und später auch die ganze Plantage erben solle. Ich war über diesen unerwarteten Antrag wie aus den Wolken gefallen. Für einen unbemittelten Glückssoldaten, der ich war, konnte in rein pekuniärer Hinsicht diese ganze Heirath sehr vortheilhaft genannt werden, denn das dereinstige Vermögen des Mädchens betrug mindestens 2- bis 300,000 Thaler, aber an der Seite einer hinkenden, geistig ungebildeten Frau mein ganzes Leben im Innern von Brasilien zubringen zu sollen, dazu besaß ich in meinem damaligen Alter — dieser Antrag geschah zufällig an meinem dreißigsten Geburtstage — doch noch nicht Resignation genug. Ich mochte dem Fra Antonio nicht die wahre Ursache meiner entschiedenen Ablehnung, zu der ich sogleich entschlossen war, mittheilen, und nahm meine Zuflucht zu einer Nothlüge, indem ich ihm vertraute, ich würde sonst zwar gern seinen Antrag annehmen, allein ich habe in Deutschland schon eine Frau, von der ich vorläufig nur getrennt lebe. Ich weiß nicht, ob der kluge Pater meine Entschuldigung glaubte, allein er schüttelte sehr unwillig

den Kopf und ward fortan ersichtlich kälter gegen mich. Nach dieser Ablehnung bin ich übrigens nur noch einmal auf kurze Zeit, um Abschied zu nehmen, auf der Plantage gewesen; das hinkende Mädchen war ganz traurig, als ich ihr zuletzt die Hand schüttelte, und ihre großen braunen Augen sahen mich mit eigenthümlichem Blick an. Ob sie um dieses Anerbieten des Fra Antonio gewußt hat, weiß ich nicht, glaube aber kaum, daß es der Fall war. Der alte Herr schenkte mir zum Abschied eine zwar sehr plumpe, aber schwersilberne Cigarrendose. Wenn mir jetzt die Hand der kleinen, lahmen Eugenia angeboten würde, ich glaube kaum, daß ich solche noch ausschlüge, so sehr haben die elf seitdem verlebten Jahre mich schon müde gemacht und enttäuscht.

Nachdem ich meine Station einigermaßen wohnlich eingerichtet hatte, fing ich denn auch mit rüstigem Eifer meine eigentliche Arbeit, die Vermessung eines Weges an. Ich sah aber bald Schwierigkeiten aller Art, an welche ich früher kaum gedacht hatte. Ein Urwald mit seinen prachtvollen hohen Bäumen, die wie mächtige Säulen hoch in den Himmel hineinragen und mit ihrem großen Laubdach jeden Strahl der Sonne abhalten, und die ganze Vegetation von einer Fülle und Ueppigkeit, von der man sich in Europa kaum einen Begriff machen kann, gewährt in der ersten Zeit, wenn man dieses sieht, einen so majestätischen Anblick, daß das Auge sich kaum davon zu trennen vermag; wer aber darin wohnen und nun gar vermessen soll, wird Alles bald bitter verwünschen. Nicht zehn Schritte weit kann man um sich sehen, so sehr versperren die zahllosen Schlinggewächse, welche einer grünen Guirlande gleich die hohen Bäume verbinden, und die Büsche und Sträucher, die am Boden fortkriechen, den Blick. Mit der Meßkette war hier gar nichts zu machen, und wollte ich nur den Meßtisch aufstellen, so mußten meine Neger erst mit ihren Manschetten (große, schwere, fuß-

lange Messer an langem Holzgriff) und Aexten mir einen Durchblick durch das Schlinggewächs hauen. Das Richtigste wäre gewesen, die Straße im Thale des Baches, wo nur vereinzelte Bäume standen, fortzuführen, obgleich sie dadurch wohl um einige Stunden länger geworden, doch erhielt ich von dem Capitän in San Salvador den Befehl, eine möglichst gerade Linie abzustecken. So schritt denn meine Arbeit, trotzdem daß ich oft an sieben bis acht Stunden täglich unermüdet arbeitete, nur sehr langsam fort, und erzielte geringe Resultate. Auch die Instrumente, welche ich hatte, waren mangelhaft, und da ich wegen jeder Reparatur solche erst in die Provinzialhauptstadt schicken mußte, so entstanden dadurch nutzlose Verzögerungen. So war es denn in dem dichten, dumpfen, feuchten Urwald ohne Luft und Sonnenlicht, dabei, als es wärmer wurde, von zahlreichem Ungeziefer geplagt, ein höchst unangenehmes und unbehagliches Leben. Ich erkrankte auch einmal sehr ernstlich am kalten Fieber, ward aber durch den Gebrauch von Chinin und einigen Tropfen, welche mir Fra Antonio verschrieb, schon nach einigen Tagen wieder hergestellt. Im Uebrigen war mein Leben höchst unangenehm; ich hatte, außer auf der Pflanzung, gar keinen Umgang, war in den Feierstunden nur allein auf mich angewiesen, und konnte keine Bücher, Zeitungen, kurz nichts, um die Muße der Abendstunden zu verkürzen, erhalten. Auch waren alle Sachen, welche ich mir von San Salvador kommen ließ, sehr theuer, eine Flasche Portwein kostete z. B. 2 Milreis = 3 Thaler, und ähnliche Preise hatten die meisten Bedürfnisse, wenn ich nicht eben so wie meine Unterofficiere von den Rationen leben wollte.

Meine Gage war im Ganzen sehr gering, und ich erhielt solche noch dazu höchst unregelmäßig ausgezahlt. So hatte ich das Vergnügen, trotz meiner unangenehmen Lebensweise und aller sonstigen Entbehrungen noch allmonatlich zehn bis fünfzehn Thaler von meinem eigenen Gelde zuzuschießen, was mir denn

doch zu viel war. Nach dem Beispiel mancher anderen brasilianischen Officiere hätte ich zwar die Regierung auch betrügen und z. B. anrechnen können, daß ich mir einige Negersclaven zur Aushülfe gemiethet hätte, wenn dies auch nicht wahr gewesen wäre, doch steckte noch zu viel deutsches Ehrgefühl in mir, als daß ich zu einer solchen Schurkerei Lust gehabt hätte. Hier in Brasilien hätte man freilich nichts darin gefunden, denn Betrügereien gehören nun einmal in allen hiesigen Verhältnissen zur Tagesordnung, und die Regierung ist auch schon so darauf gefaßt, betrogen zu werden, daß sie gleich von vornherein alle Gehalte, Lieferungsarbeiten u. s. w. möglichst schlecht bezahlt. Es ist in dieser Hinsicht hier noch viel ärger, als es in Rußland unter dem Kaiser Nicolaus war, und das will viel sagen.

Alle diese vielen Unannehmlichkeiten, denen ich hier auf meiner einsamen Waldstation ausgesetzt war, hätte ich am Ende noch ertragen, wenn ich nur irgend wie eine Aussicht auf Erfolg davon gesehen. Der schon erwähnte Capitän, der mich fünf- oder sechsmal inspicirte, war mein entschiedener Feind; dies konnte ich in Allem immer mehr merken. Bald war ihm Dieses, bald Jenes nicht recht, und er änderte die Anordnungen, die er selbst gegeben hatte, willkürlich wieder um, so daß ich zuletzt wirklich nicht mehr wußte, woran ich eigentlich war. Dies ward mir endlich denn doch zu arg, und der Gedanke, aus dem Dienst zu treten, stieg immer lebhafter in mir auf. Ich überlegte, daß ich vielleicht Jahre lang in solchen Wildnissen zubringen könne, dabei mein Vermögen und meine Gesundheit zusetzen und zuletzt erwarten müsse, ganz ohne Pension oder vielleicht mit hundert Thalern jährlich entlassen zu werden. Wie es eigentlich mit meinen Anciennitäts- und Avancementsverhältnissen stand, wußte ich auch nicht, und die Hoffnung, dereinst noch General zu werden, hatte ich schon längst aufgegeben. Wenn ein Ge-

fäß erst bis zum Ueberlaufen voll ist, so genügt ein Wassertropfen, um dies zu bewirken, und so geschah es auch diesmal wieder bei mir. Mein Capitän war einmal bei einer Inspection mit der eingeschlagenen Richtung des Weges nicht zufrieden, und tadelte solche spöttisch, obgleich er selbst gerade bei seiner letzten Anwesenheit solche ausdrücklich trotz meiner Einwendungen befohlen hatte. Jetzt riß mir denn die Geduld, und ich sagte ihm in so groben Worten die Wahrheit, daß ich in Europa wegen Insubordination entschieden bestraft und von dem Beleidigten außerdem noch gefordert worden wäre. Hier in Brasilien nimmt man es aber mit all' dergleichen Dingen nicht so genau, und es geschah weder das Eine noch das Andere. Ich schrieb nun an meinen Major, daß er umgehend einen Stellvertreter senden möge, denn nach acht Tagen würde ich meine Station verlassen, um in Rio de Janeiro meinen gänzlichen Abschied zu fordern. Es kam denn auch am fünften Tage ein brasilianischer Officier, um interimistisch den Befehl über die Station zu übernehmen. Ich verkaufte ihm meine Ziegen, Hühner und sonstigen Einrichtungen, ungefähr um den halben Preis, den ich dafür gegeben hatte, bewirthete meine Mannschaft zuletzt noch einmal in aqua ardiente, so daß ihnen die Köpfe recht schwer wurden, und ritt dann leichten Herzens auf meinem Hengst aus dieser Station, in der ich fast sechs Monate zugebracht hatte, fort. In San Salvador, wo ich einige Tage blieb, und meinem Major zuletzt noch in recht aufrichtiger Weise die Wahrheit sagte, hatte ich das Glück, mein Pferd fast um hundert Thaler theurer zu verkaufen, als ich selbst dafür gegeben. Aus Langeweile hatte ich dem klugen Thiere verschiedene Kunststücke, z. B. sich todt zu stellen und Aehnliches, beigebracht, und dies gefiel einem reichen Plantagenbesitzer so sehr, daß er den geforderten Preis gern bezahlte. So hatte ich wenigstens bei meiner ganzen Waldeinrichtung nichts eingebüßt. In Rio de Janeiro, wohin ich mich von Bahia auf

einem Dampfer einschiffte, reichte ich nun meinen gänzlichen Abschied ein. Zwar wollte man mich bewegen, noch im Dienst zu bleiben, und versprach mir sogar eine anderweitige Verwendung, allein ich hatte genug von der ganzen Wirthschaft in Brasilien. Ich hatte in Rio so fabelhafte Dinge von den Goldminen in Californien und von der Leichtigkeit, dort in kurzer Zeit ansehnliches Geld zu verdienen, gehört, daß ich ebenfalls Lust bekam, mein Glück wenigstens dort zu versuchen. Was ich hier in Brasilien aufgab, konnte ich überall finden, und im schlimmsten Falle noch immer wieder hierher zurückkehren. So bedung ich mir denn Passage auf einem englischen Schiff, welches um das Cap Horn nach San Francisco fahren wollte, und schiffte mich Mitte August dahin ein. Meine Freunde in Rio gaben mir zuletzt noch einen lustigen Abschiedsschmauß, und unter dem Gesang kräftiger deutscher Lieder bestieg ich gegen Mitternacht das Boot, welches mich auf das schon weit im Hafen liegende Schiff bringen sollte, da der Capitän mit dem ersten Frühroth die Anker lichten wollte, um hinaus in die See zu kommen. Lebe wohl, Brasilien — wohl für immerdar.

Die Jane Eyre, so hieß das Schiff, war ein amerikanischer Klipper und flog bei günstigem Wind wie ein Seevogel über das Meer. Der Capitän war ein alter, verwetterter Seemann, und die achtzehn Matrosen, welche wir an Bord hatten, ächt englische Theerjacken. Dazu war der Wind uns stets sehr günstig, und selbst die von den Seefahrern sonst so sehr gefürchtete Fahrt um das berüchtigte Cap Horn geschah so leicht und gefahrlos, daß kaum ein wirklicher Unterschied in unserer Fahrt dadurch gemacht wurde. Auch im stillen Ocean blieb uns Wind und Wetter günstig, und nach einer beispiellos schnellen Reise langten wir am sogenannten „goldenen Thor," der Einfahrt in die Bai von San Francisco, an. So schön wie der Hafen von Rio de Janeiro ist der der californischen Hauptstadt

freilich nicht, doch gewährt die auf beiden Seiten von steilen, schroff in das Meer abfallenden Felsen begrenzte enge Einfahrt einen imposanten Anblick. Wie gar mancher, mancher Einwanderer ist durch dies sogenannte „goldene Thor“ auch schon mit den goldensten Erwartungen in seiner Brust eingefahren, und wie bald sollten solche bitter getäuscht werden!

Da es schon dunkle Nacht geworden war, als die Ankerkette der Jane Eyre unmittelbar vor dem Hafenquais von San Francisco in die Tiefe rasselte, so blieb ich noch am Bord, um erst am nächsten Morgen den so viel gerühmten Ort zu betreten. Wir wurden mitten im Schlafe durch einen furchtbaren Lärm am Lande gestört, und als wir aus unserer Koje auf das Verdeck eilten, sahen wir, daß eine große Feuersbrunst in der Stadt wüthe. Hoch schlug die feurige Lohe in die Luft, und der ganze Horizont war mit einem so purpurnen Schein geröthet, daß wir bequem die kleinste Schrift am Bord lesen konnten. Nun gehören Feuersbrünste zwar zu den nur zu häufigen Ereignissen in San Francisco, denn theils werden solche gar oft aus gewinnsüchtiger Absicht angelegt, theils aber auch durch die leichte Bauart der meist hölzernen Häuser und das leichtsinnige Umgehen mit feuergefährlichen Materialien veranlaßt; ein so großer Brand, wie der diesmalige aber war, sollte jedoch seit geraumer Zeit nicht mehr vorgekommen sein.

„Da ist jetzt Geld wie Heu beim Bauen und Anfahren von Baumaterialien zu verdienen,“ sagte ein New-Yorker, der am Bord unseres Schiffes sich befand, und es fuhr mir wie ein Blitzstrahl durch die Seele, ob ich nicht auch versuchen solle, mir als Fuhrmann Geld zu erwerben. Daß ich alle meine früheren aristokratischen Vorurtheile als Officier und Edelmann in dieser neuen Welt bei Seite legen und tüchtig arbeiten müsse, wenn ich vorwärts kommen wollte, wußte ich schon längst, und war auch fest entschlossen, dies mit aller Kraft zu thun.

Am andern Morgen ließ ich mich denn an das Land setzen, und besah mir zuerst die ausgedehnte Brandstätte, denn einige Hundert der meist leichten und niedrigen Holzhäuser mochten wohl abgebrannt sein. Der beispiellose Thätigkeitstrieb der Nordamerikaner zeigte sich aber hierbei in seinem hellsten Lichte. Noch rauchten die Trümmer, und es schlug mitunter die helle Lohe aus der Brandstätte auf, und doch ward schon an der Hinwegräumung des Schuttes, Absteckung neuer Straßen, ja selbst dem Bau neuer Häuser mit allem Eifer gearbeitet. Wenn der Engländer sagt: „Zeit ist Geld," so sagt der ächte Californier· „Zeit ist Gold," und handelt auch demgemäß.

Ein solches Durcheinander der verschiedensten Nationen war mir ja selbst in Rio de Janeiro, wo am Hafen sonst doch auch eine sehr buntartige Bevölkerung zu finden ist, nicht annähernd vorgekommen. Ich glaube, daß es auf der ganzen bewohnten Erde keinen nur irgend wie nennbaren Volksstamm giebt, der nicht durch einen Theil seiner Söhne hier in San Francisco vertreten war. Unter den Europäern konnte man die Engländer, Franzosen, Spanier, Italiener, Russen, und vor Allem die vielen Söhne aller unserer deutschen Volksstämme, leicht unterscheiden. Sonst waren die unverkennbaren Yankees, die braunen Mexikaner, die Sandwichsinsulaner, dann Indianer aller Art, Neger in den verschiedensten Schattirungen ihrer schwarzen Farbe, Malaien, und vor Allem die breitmäuligen, kleinäugigen, plattschädeligen, zöpfigen, unermüdlich thätigen Chinesen, mir die widerlichsten Menschen der Schöpfung, in zahlloser Menge hier sichtbar. Alle möglichen Sprachen schwirrten durcheinander, und selbst beim babylonischen Thurmbau kann kein solches Durcheinandergesumme der verschiedensten Zungen geherrscht haben; als man es auf jedem Marktplatz, oder in jeder Auctionshalle, Spielhöhle, kurz, wo sich viele Menschen bei einander fanden, zu San Francisco vernehmen konnte. Und

alle, alle diese Leute waren nur hieher gekommen, um möglichst viel Geld zu verdienen und, so schnell es angehen wollte, reich zu werden, und dann sogleich wieder das Land zu verlassen; denn länger als er muß, oder gar zum Vergnügen, bleibt gewiß Niemand nur einen Tag in San Francisco. Wie theuer hier übrigens alle Preise waren, erfuhr ich sogleich, als ich mir nur meine Stiefel bei einem der an allen Ecken umherstehenden Stiefelputzer putzen ließ, denn für diese kaum fünf Minuten währende Arbeit mußte ich ungefähr zehn deutsche Groschen bezahlen. In einer keineswegs eleganten Restauration kostete ein Beefsteak mit Brod und einem kleinen Glase Rum einen Dollar, und demgemäß waren auch alle übrigen Preise. Hier mußte ich mich also doppelt sputen, selbst Hand anzulegen, sonst sah es mit meinem Gelde schlimm aus. Den ersten Tag lief ich überall umher, und erkundigte mich besonders auch bei verschiedenen Fuhrleuten, wie hoch der Preis von Mauleseln und Wagen, dann von Fourage sei, und welchen Verdienst sie hätten. Eine Fuhre Ziegel von einer der unweit von San Francisco erbauten Ziegeleien wurde mit Auf- und Abladen augenblicklich mit acht bis neun, ja selbst zehn Dollars bezahlt, und wenn man recht fleißig war, konnten zwei Menschen mit zwei Maulthieren täglich drei solche Fuhren beschaffen, also an vierundzwanzig Dollars verdienen. Die Fourage kostete ungefähr einen Dollar für jedes Thier, für Lebensmittel brauchte man bei sparsamem Leben zwei Dollars täglich, also blieb noch immer ein ganz hübscher Verdienst übrig. Ich mußte nun also vorerst mich bemühen, daß ich mir ein Gespann verschaffte. Ein deutscher Schmiedemeister, der früher bei der schleswig-holstein'schen Artillerie Batterieschmied gewesen war, und mich noch von dorther kannte, den ich zufällig vor seiner Werkstätte traf, gab mir hierin, wie auch in manchen anderen Dingen, vortrefflichen Rath. Ein mexicanischer Fuhrmann war beim gestrigen Brande ver-

4*

unglückt, und seine Wittwe wollte allein das Geschäft nicht fortsetzen, sondern ihr Gespann verkaufen und nach Mexico zurückkehren. Der gefällige Schmied machte gegen zehn Dollars Mäklergeld den Unterhändler, und erstand den Lastwagen mit drei Maulthieren, von denen zwei sehr gute kräftige Thiere, das dritte aber schon alt war, Geschirr und zwei großen getheerten Leinwanddecken, die als Zelte dienen konnten, für die runde Summe von 550 Dollars, was gerade die Hälfte meines disponiblen Capitals ausmachte. Die Summe von 500 Dollars legte ich gegen vier Procent monatliche Zinsen ziemlich sicher in einer Bank an. Nun mußte ich mich nur noch nach einem Gehülfen umsehen, und fand auch diesen bald. Ein früherer mecklenburgischer Pferdeknecht, ein guter, starker, an Arbeit gewöhnter Mensch, aber dabei dumm, unerfahren und kaum ein Wort Englisch verstehend, war auf gut Glück mit mir auf demselben Schiffe nach San Francisco gekommen. Diesen engagirte ich gegen völlig freie Beköstigung und täglich zwei Dollars Lohn, und fing nun am dritten Tage meiner Ankunft das Geschäft als Ziegelfuhrmann an. Zuerst ward mir die Arbeit freilich sehr schwer, und die Haut meiner Hände ward besonders durch das Angreifen der rauhen eckigen Ziegelsteine beim Auf- und Abladen arg zerrissen, doch gewöhnte ich mich allmählich daran, wobei mir freilich der Umstand sehr zu Statten kam, daß ich schon im brasilianischen Urwald tüchtig mit meinen Armen gearbeitet hatte. Wenn ich sehr fleißig war, und von Morgens sechs bis Mittags zwölf Uhr und dann von zwei Uhr bis Abends gegen sieben Uhr fuhr, konnte ich drei Fuhren beschaffen, und erhielt anfänglich für die dreispännige Fuhre zehn Dollars, so daß ich dreißig Dollars einnahm. Meine Kosten für Fourage, Lebensmittel und Lohn beliefen sich auf täglich durchschnittlich zehn Dollars, so daß ich zwanzig Dollars übrig behielt. Freilich ging der Sonntag hiervon ab, wo ich nur eine Fuhre

machte. Eine feste Wohnung hatte ich gar nicht, sondern schlief mit meinem Jochen auf dicken Wollendecken auf meinem Wagen, wo wir uns dann durch die getheerte Leinwand eine Art Zelt machten, während die Maulthiere, die Futterbeutel mit Mais über die Köpfe gehängt, vorn an die Deichsel angebunden standen. Ein kleiner sehr wachsamer Spitzhund hielt unter'm Wagen die Wache. Es war dies sehr nothwendig, denn einige Male versuchten Diebe die Thiere zu stehlen, wurden aber von uns verscheucht. Einmal feuerte ich zwei Läufe meines Revolvers, den ich nach californischer Sitte Tag und Nacht im Gürtel stecken hatte, auf die fliehenden Diebe ab, und mußte auch getroffen haben, denn wir fanden am nächsten Morgen eine starke Blutspur. Unsere Lebensmittel kauften wir uns auf dem Markte, und während Jochen des Morgens, Mittags und Abends die Maulthiere besorgte, machte ich den Koch. Guter, starker Kaffee, freilich ohne Milch, prächtiges am Spieß gebratenes Rind-, Schwein- oder Hirschfleisch und Maiskuchen in Menge, und am Abend ein steifes Glas Grog für Jeden, dabei blieb man gesund und kräftig. Meine Toiletteneinrichtung bestand aus demLedereimer zum Tränken der Thiere, der am nächsten Brunnen mit Wasser gefüllt wurde, einem groben Handtuch und einem Kamm. Eben so einfach war auch mein Anzug: ein rothes Matrosenhemd von grobem Wollenzeug, weite graue Hosen von Leinwand, hohe, bis über die Kniee reichende Wasserstiefel, die bei den schlechten Wegen außerhalb der Stadt unentbehrlich waren, einen von Wind und Wetter ziemlich ausgebleichten, breitkrempigen grauen Filzhut, und mitunter eine bayerische graue Joppe; das war mein ganzer Anzug, wobei ich Haupt- und Barthaare so lang als sie wollten wachsen ließ. Ich mußte oft selbst über mein Aussehen, wenn ich mich einmal zufällig im Spiegel sah, lachen. Früher als einer der elegantesten Officiere unseres Regiments bekannt, der allein für Parfüms, Glacéhand-

schuhe und ähnliche Dinge allmonatlich eine ziemlich bedeutende Summe verausgabte, und jetzt ein californischer Ziegelfuhrmann. Was wohl die schönen zarten Damen, die mich sonst auf den Bällen als guter Tänzer so sehr begünstigten, für Augen gemacht haben würden, wenn ich in meiner jetzigen Gestalt so plötzlich auf einem Balle in B** in ihrer Mitte erschienen wäre! Und nun gar der Fürst, der mich zu allerhöchst seinem Kammerjunker hatte ernennen wollen! Nun, zehntausendmal lieber will ich Fuhrmann in Francisco, als Kammerjunker an einem so mancher kleiner deutscher Höfe sein.

Mit deutschen Landsleuten kam ich während meines Aufenthalts in San Francisco eigentlich wenig in Berührung. Theils hatte ich zu viel zu arbeiten, und war am Abend schon zu müde, um weiter ihre Gesellschaften aufzusuchen, theils fand ich auch keine Personen, an die ich mich näher anschließen mochte. Es lebt viel verrufenes Gesindel in dieser Stadt, und auch unter den Deutschen ist solches nur zu zahlreich vertreten.

Drei und einen halben Monat hatte ich bereits Ziegel gefahren und in dieser Zeit an 500 Dollars baaren Ueberschuß verdient, da wurde der Verdienst, je mehr Häuser schon aufgebaut waren, immer geringer. Ich erhielt bald nur acht, dann sechs, und zuletzt nur fünf Dollars für die Fuhre, und für diesen Preis verspürte ich keine Lust, länger das beschwerliche und unangenehme Leben eines Fuhrmanns zu treiben. Ich sehnte mich auch danach, mehr das Innere des Landes kennen zu lernen und in die eigentlichen Goldgräberdistricte zu kommen. Das alte Maulthier schenkte ich an meinen ehrlichen Jochen, der sich von seinen Ersparnissen einen zweiräderigen Karren kaufte, um als Fuhrmann der von den Schiffen in die Stadt zu befördernden Güter seinen guten Verdienst zu finden.

Es that mir ordentlich leid, als ich mich von dem alten Burschen, der während dieser ganzen Zeit mein unzertrennlicher

Gefährte bei Tag und Nacht gewesen war, trennen mußte. Mit den zwei guten Maulthieren fuhr ich auf einem Dampfer nach Sacramento. Ich war in der letzten Zeit mit einem mexicanischen Händler mit Lebensmitteln, welche er von Sacramento aus in die Minen führte, näher bekannt geworden, und dieser überredete mich, an seinem Geschäft Antheil zu nehmen. Es war wirklich, als wenn schon etwas von dieser nordamerikanischen rastlosen Gewinnsucht in mich gefahren wäre, so daß ich auf diesen Vorschlag einging.

Ende Januar 1853 verließ ich daher San Francisco für immer. In Sacramento fand ich meinen Compagnon, der bereits sechzehn Maulthiere mit mexicanischen Treibern hatte, und gab nun 800 Dollars her, wofür Mehl, Branntwein und Tabak gekauft wurden, um solches in die Minen von Feather River zu transportiren und dort zu verhandeln. Solch ein Transport von Lebensmitteln in die Minen ist ein ungemein beschwerliches und dabei auch gefährliches Geschäft. Man kommt oft mehrere Wochen dabei nicht unter Dach und Fach, sondern muß, jeder Witterung schutzlos preisgegeben, alle Nächte draußen im Freien bivouakiren, und oft mit den Revolvern in der Hand seine Thiere und sein Eigenthum gegen freche Raubanfälle vertheidigen. Selbst auf die eigenen mexicanischen Treiber muß man achten, denn so unübertrefflich geschickt diese auch im Bändigen der störrischen Maulthiere und im richtigen Verpacken und Laden der Waare auf die Tragsättel sich zeigen, ein Geschäft, was sehr viel Uebung erfordert, eben so spitzbübische Halunken sind es auch in der Regel, die ihre Herren betrügen und bestehlen, ja sogar gewaltthätig berauben, wenn diese nicht gehörig aufpassen. Kurze Zeit vorher war noch ein deutscher Händler in der Nacht von seinen eigenen Knechten ermordet und beraubt worden. Der mexicanische Händler und ich ließen deshalb die Nachtwachen stets umgehen, und abwechselnd

saß einer von uns, mit dem Revolver in der Hand, am Bivouakfeuer, während der andere schlief. Wenn man am Tage fünf bis sechs deutsche Meilen abwechselnd geritten oder gegangen ist, und dabei vielleicht ein Dutzend störrische Maulthiere hat abpacken und beladen helfen, was ebenfalls alles Andere mehr als ein Vergnügen ist, so macht solches nächtliche Wachen wahrhaftig keinen Spaß, und die Augen wollen Einem oft vor Müdigkeit zufallen. Dabei waren die Wege theilweise grundlos, die schwer beladenen Maulthiere kamen nur langsam fort, und es bedurfte oft unbarmherziger Schläge mit der langen Peitsche, damit die Thiere mit Aufbietung ihrer letzten Kräfte wieder aus den tiefen Löchern, in welche sie gefallen waren, sich herausarbeiteten. Wir brauchten zehn Tage, um von Sacramento nach dem Minenort Longstone, der schon hoch in den Bergen am Feather-River lag, zu kommen, und während der Hälfte dieser Zeit regnete es so unaufhörlich, daß trotz des geölten Matrosenrockes, den ich trug, an einen trockenen Faden in meiner Kleidung gar nicht mehr zu denken war. Mein Körper dampfte förmlich, wenn ich mich am Abend neben das Bivouakfeuer setzte, um wenigstens die eine Seite zu trocknen, während die andere freilich wieder desto nasser wurde.

Nur der viele starke und heiße Kaffee, in den wir oft Rum gossen, und so Morgens und Abends in Masse tranken, gab dem Körper die Kraft, alle diese Strapazen zu ertragen. Des Mittags wurde nur eine Stunde Rast gemacht; die Maulthiere erhielten, ohne abgesattelt zu werden, einige Hände Maiskörner in die vorgebundenen Futtersäcke, und wir nahmen als Mittagsessen Speck, Brod und einen tüchtigen Schluck Brandy aus der Feldflasche, dann ging es wieder weiter vorwärts.

In Longstone, wo wir unsere Waarenvorräthe an einige Händler, welche solche wieder an die Minenarbeiter verkauften, absetzten, schliefen wir mit den Thieren zusammen in einem gro-

ßen Schuppen und hatten dadurch wenigstens den großen Vortheil, von oben herab gegen den Regen geschützt zu sein. In einem ordentlichen Bette habe ich überhaupt während meines ganzes Aufenthalts in Californien niemals geschlafen, und war auch an das Bivouakiren auf der Erde, in meine dicke Decke gehüllt, so gewöhnt, daß ich mich zuletzt am Behaglichsten dabei fühlte. Was nun aber den Gewinn bei diesem Lebensmitteltransport anbetraf, so war dieser lange nicht so groß, als ich eigentlich gehofft hatte. Ich bin überzeugt, daß mein mexicanischer Compagnon mich bei der Abrechnung ungemein betrog, denn er zahlte mir nur hundert Dollars Gewinn aus. Für solche Summe wollte ich meine Gesundheit, mein Capital und meine beiden Maulthiere nicht riskiren, und kündigte ihm daher den Vertrag auf. Er war zwar hierüber sehr bestürzt, suchte mich zu überreden, bei ihm zu bleiben, und wollte mir noch fünfzig Dollars extra zulegen. Es war mir aber unangenehm, mit einem Menschen, dessen Ehrlichkeit ich mißtraute, zusammen zu bleiben, und ich bestand daher fest auf meiner Weigerung. Von meinen beiden Maulthieren verkaufte ich das eine mit Packsattel und Zaum für hundertundsechszig Dollars, und vertauschte das andere, das sehr kräftig und zum Ziehen ungemein tüchtig, als Reitpferd aber etwas zu langsam war, gegen einen jungen, schnellen Maulthierhengst, der sich vortrefflich zum Reiten eignete. So ausgerüstet, wollte ich mir auf eigene Hand das Minenleben etwas näher ansehen und zugleich einen kleinen Handel mit Tabak, um mir wenigstens die Kosten des Lebensunterhalts zu verdienen, treiben.

In den Goldwäschereidistricten in Californien herrscht ein ganz eigenthümliches Leben und Treiben, von dem sich Niemand einen Begriff machen kann, der nicht selbst in ihnen gelebt hat. Wie alle Völker, so sind auch alle früheren Stände von ganz Europa hier vertreten. Kaufleute und Bauerknechte,

ehemalige Officiere oder Beamte, Prediger, Alles steht hier in möglichst einfacher Kleidung in den Löchern, gräbt im Schweiße seines Angesichts goldhaltige Erde, und wäscht dann solche in einer Maschine, welche Aehnlichkeit mit einer Wiege hat, aus. Es ist eine harte, anstrengende Arbeit, bei welcher man vielleicht fünfzig bis hundert Dollars in einem Tage verdienen, dann aber auch wieder mehrere Wochen umsonst arbeiten kann, je nachdem das Glück ihn begünstigt. Wer schon in Europa an harte körperliche Arbeit gewöhnt war, kommt hier, wie überhaupt in ganz Amerika, am Besten fort, da wissenschaftliche Kenntnisse und Bildung, wenn solche nicht zugleich mit praktischem Sinn und derber Rücksichtslosigkeit verbunden sind, auch nicht das Allermindeste nützen. Dabei ist ein rohes, wildes Treiben hier, Selbsthülfe erfolgt nur zu häufig, Revolver knallen oft zum Angriff wie zur Vertheidigung, und wer hier nicht gehörig auf seinen Vortheil sieht, ist verloren. An edlere Vergnügungen ist natürlich gar nicht zu denken, und nur rohe Trinkgelage oder wahnwitziges Hazardspiel in den Spielzelten, die überall aufgeschlagen sind und in denen die Spielhalter, gewöhnlich die größten Schufte aus den Vereinigten Staaten, die Spielenden auf die frechste Weise betrügen, füllen hier die Abendstunden, in denen nicht gearbeitet werden kann, aus. Auch viele Dirnen, fast durchweg Mexicanerinnen, leider jedoch auch mitunter Deutsche oder Irländerinnen, treiben sich an den besuchteren Orten in Menge zwischen den Zelten und Hütten der Goldgräber umher. In manchen großen Wirthshauszelten, die sehr häufig von Deutschen gehalten werden, finden so wilde Orgien, wie solche nur auf dem Hamburger Berge in den Matrosenschenken zu sehen sind, statt.

Einige Wochen war ich nun schon mit meinen Tabakspacketen und Cigarrenkistchen in den verschiedenen Minendistricten umhergeritten. Im Anfange hatte mich die Neuheit der vielen

verschiedenartigen Eindrücke, welche ich überall empfing, amüsirt, und mein Auge ergötzte sich an den abenteuerlichen Gestalten, welche überall in Hülle und Fülle anzutreffen waren, wie ich auch mitunter gern den Erzählungen ihrer früheren Lebensschicksale zuhörte. Was hatten viele dieser Menschen doch schon Alles erlebt und durchgemacht, bis sie endlich hierher als Goldgräber in die Minendistricte von Californien verschlagen waren. Als aber der Reiz der ersten Neuheit abgestumpft war, ekelte es mich täglich immer mehr an, als Tabakskrämer in den Golddistricten von Californien umherzureiten. Der tägliche, ja stündliche Verkehr mit diesen rohen Gesellen gefiel mir nicht, und auch dies Feilschen und Handeln, was ich treiben mußte, wenn ich etwas verdienen wollte, war nicht nach meinem Geschmack. Der Verdienst war sonst eigentlich ganz gut, und ging die Sache so fort, wie sie angefangen hatte, so durfte ich die Hoffnung hegen, alljährlich vielleicht an tausend Dollars reinen Gewinn zu erwerben. Freilich gehörten viele Entbehrungen und ein hartes Leben hierzu, um dies durchzuführen. Bei meinen Streifzügen war ich auch nach dem kleinen Hafenort Monterey gekommen, um dort meinen Tabaksvorrath, der schon ganz auf die Neige ging, wieder zu ersetzen. Es wird in den Minen oft nicht mit baarem Gelde, sondern mit Unzen Goldstaub, deren Werth vorher bestimmt ist, bezahlt, und so hatte ich denn ungefähr für tausend Dollars Goldstaub in meinem doppelten ledernen Gürtel um den Leib geschnallt, die ich dort wieder an die Geldwechsler, gewöhnlich Mexicaner oder deutsche Juden, mit einigem Vortheil umsetzte. Es war in Monterey kein genügender Tabak zu kaufen, und schon wollte ich mit einem Dampfer nach Francisco fahren, mich dort auf's Neue zu verproviantiren, als ich mit einer Gesellschaft zusammentraf, welche den Plan hatte, den Landweg nach Mexico und theilweise nach New-Orleans anzutreten. Bis Fort Smith am Arkansas, wohin der Weg unge-

fähr 1300 englische Meilen betrug, sollte die Reise gemeinsam gehen, dort wollten die Mexicaner und Nordamerikaner sich trennen. Die ganze Gesellschaft bestand aus ungefähr vierunddreißig Köpfen, darunter waren an zehn amerikanische Maulthiertreiber, welche so eben erst mit einer größeren nordamerikanischen Expedition nach Californien gekommen waren, und nun in ihr Vaterland wieder zurückkehren wollten. Sonst waren einige Händler, ein früherer nordamerikanischer Officier, zwei Trappers oder Jäger von Profession, welche wieder nach dem Westen zurückkehren wollten, ein Newyorker Naturforscher und ein alter reicher mexicanischer Grundbesitzer mit seinen Dienern die Hauptpersonen. Letzterer hatte von früheren Zeiten her noch großen Grundbesitz in der Nähe von San Francisco gehabt und diesen jetzt für etwas über hunderttausend Dollars gänzlich verkauft, um sich nun in der Stadt Mexico niederzulassen. Er war ein alter, sehr liebenswürdiger Mann von wirklich vornehmem Anstand, dessen ganzes Wesen ungemein vortheilhaft von der gemeinen, rohen Gesellschaft, mit der ich hier in Californien größtentheils nur verkehrt hatte, abstach. Wir fanden gegenseitiges Wohlgefallen an einander, und er lud mich dringend ein, ihn nach Mexico zu begleiten. Wenn ich dort Officier zu werden wünsche, könne er mir leicht einen Platz im Generalstabe verschaffen, wolle ich aber meinen Unterhalt als Civilingenieur erwerben, so verbürge er sich, daß ich lohnende Beschäftigung finden würde. Dies Leben als Händler oder Fuhrmann in Californien hatte meinen Neigungen eigentlich seht wenig zugesagt, wenn ich auch vielleicht Geld dabei verdienen konnte; die abenteuerliche Reise durch die Felsengebirge und Prärien reizte meinen Unternehmungsgeist, ein gewisser Wandertrieb, der schon lange in mir gesteckt haben mochte, war hier in Amerika noch mehr geweckt worden; kurz, ich bedachte mich nicht länger und faßte den Entschluß, die Reise mitzumachen. Meinen Vorrath an Tabak

verkaufte ich, ordnete meine Geschäfte, und fand, daß ich in den sieben Monaten, die ich im Lande war, ungefähr neunhundert Dollars reinen Ueberschuß verdient hatte. Freilich hatte ich auch wie ein Pferd gearbeitet und sehr viele Strapazen ertragen. Ich kaufte mir nun noch ein Maulthier, was so eben erst die weite Reise vom Arkansas hierher gemacht hatte, für neunzig Dollars als Packthier, ein doppelläufige Büchsflinte, welche Kugel und Rehposten schoß, viele Munition, Schuhzeug, grobe Wollenhemden, einige Lebensmittel und Arzneien, und war somit völlig zur Reise gerüstet.

Drittes Kapitel.

Bekanntschaft mit einem mexicanischen Grundbesitzer und Entschluß, mit ihm die Landreise nach Mexico zu unternehmen. Vorbereitungen dazu. Zusammensetzung unserer Expedition. Aufbruch von der Mission San Diego. Angenehme Reise im californischen Grenzbezirk. Ein Kampf mit dem großen grauen Bären. Der wasserlose District. Furchtbare Qualen des Durstes und der Erschöpfung. Ankunft am Colorado. Weitere Reisen durch die Felsengebirge. Der Rio grande del Norte und seine Ufer. Weitere Reise bis zum Arcansas durch die Prairien. Blutiger Kampf mit den Comanches-Indianern. Ankunft im Fort Smith am Arkansas. Fahrt nach New-Orleans. Entschluß, nach Europa zurückzukehren.

Auf der großen Mission San Gabriel unweit des San Gabriel-Creek war der Sammelplatz unserer Expedition. Diese Mission muß früher unermeßlich reich gewesen sein und Heerden von Hunderttausenden von Rindern besessen haben, wie denn auch die Gebäude sehr weitläufig sind. Hier sah ich auch zuerst Indianer in Menge; es waren schwächliche, dem Trunke ergebene, schmutzige Menschen, die auf mich keinen sehr vortheilhaften Eindruck machten. Alle die indianischen Grenzstämme

in Californien, welche mit den Weißen in tägliche Berührung kommen, nehmen die vielen Laster, welche einen großen Theil der nur zu schlechten weißen californischen Bevölkerung auszeichnet, sehr bald in hohem Grade an, ergeben sich mit Leidenschaft dem Trunke, degeneriren in jeder Hinsicht, und werden sicherlich in dreißig bis vierzig Jahren vollständig untergegangen sein. Nur im Innern des Landes, wohin blos vereinzelte Weiße kommen, giebt es jetzt noch schöne ritterliche Indianerstämme, z. B. die Comanches, welche wie die alten Centauren, mit ihren kräftigen schnellen Rossen fast zusammengewachsen, wie im Fluge die weiten Prairien durchstreifen. Doch wie lange wird es dauern, so sind auch sie verschwunden, und in hundert Jahren dürfte kaum noch ein einziger Indianer auf dem ganzen weiten nordamerikanischen Festlande zu finden sein.

Am 20. Mai brachen wir von der Mission Gabriel auf. Wir waren jetzt neunundreißig schwer bewaffnete Männer und zwei Frauen; und es mußte schon ein tüchtiger Indianerhaufen sein, der uns besiegen wollte. Von den beiden Frauen war die eine eine sehr hübsche, lebendige, leider nur etwas schmutzige Mexicanerin, die ihren Mann, einen Händler, begleitete, die andere, eine Nordamerikanerin, die schon über zwanzig Jahre an der Grenze gelebt hatte, konnte zugleich auch als Mann gezählt werden, so groß, kräftig, derb in ihrem ganzen Auftreten und gewandt im Reiten, Schießen und selbst im Lassowerfen zeigte sie sich. Sie hatte schon wiederholte Kämpfe mit Indianern bestanden. Die Thiere unserer Expedition bestanden aus einigen neunzig Maulthieren, von denen über die Hälfte dem alten Mexicaner zugehörten. In der nächsten Ranchero kauften wir noch vier Kühe und einige zwanzig Schafe, um sie nöthigenfalls unterwegs zu schlachten. Getrocknetes Fleisch, Maismehl und Kaffee bildeten sonst den Hauptheil des von uns mitgenommenen Proviants.

Die Gegend, welche wir in den ersten Tagemärschen durchzogen, war sehr üppig und fruchtbar. Schöne grüne Wiesen, auf denen viele Hunderte von Rindern, Pferden und Mauleseln weideten, wechselten mit Gruppen prächtiger Bäume, unter welchen sich besonders eine eigene Art von Eichen auszeichnete, ab, und kleine, hellströmende Bäche trugen dazu bei, dem Ganzen ein noch freundlicheres Ansehen zu verleihen. Auch einzelne Haciendas, welche am Wege lagen, sahen ganz wohlhabend aus, wie denn auch mehrere Reiter in der sehr kleidsamen Tracht der reichen californischen Rancheros (Viehheerdenbesitzer) auf edlen Hengsten vorbeisprengten. Der große Sattel, die schweren Steigbügel, die riesigen Sporen und alles Metallwerk des Zaumzeugs war reich mit massivem Silber beschlagen.

Bei einer so bunt zusammengesetzten neuen Expedition, wie die unsrige war, konnten in den ersten Tagen nur kleine Märsche gemacht werden, da Thiere wie Menschen sich noch nicht kennen und Alles erst gehörig ausprobirt und umgeändert werden muß, bis die nothwendige Ordnung hinein kommt. Besonders das Einfangen und Aufsatteln der Maulthiere, unter denen sich stets viele böse stättische Bestien befinden, erfordert anfänglich viele Zeit, obgleich die mexicanischen Treiber in diesem Geschäfte die größte Gewandtheit besitzen.

Da wir Zeit hatten, hier auch noch stets Lebensmittel und besonders frisches Fleisch in genügender Menge und zu sehr wohlfeilen Preisen erhalten konnten, so übereilten wir uns auch nicht in unserm Marsch, und legten anfänglich kaum drei deutsche Meilen jeden Tag zurück. Es war eine herrliche Zeit, an welche ich noch jetzt oft mit vielem Vergnügen zurückdenke. Ich ritt gewöhnlich mit dem alten Mexicaner und dem nordamerikanischen Officier, der ein recht gebildeter Mann war, Deutschland kannte und ziemlich fertig deutsch sprechen konnte, zusammen, und wir unterhielten uns sehr gut. Auch von den beiden Trappers er-

fuhr ich viele interessante Mittheilungen über ihr wildes, abenteuerliches, von den umherstreifenden Indianern im höchsten Grade gefährdetes Jägerleben, an welchem diese abgehärteten Männer aber mit einer solchen Leidenschaft hängen, daß sie um keinen Preis in die Städte und die Mitte der Civilisation zurückkehren möchten. Mitunter jagten wir denn auch, schossen einige Hasen, zahllose wilde Enten, und ich hatte einmal das Glück, einen großen californischen Riesenhirsch oder Elk, der bedeutend größer war als ein starker Vierzehnender in Deutschland, durch eine Kugel mitten auf das Blatt zu erlegen. Das war denn ein stolzes Gefühl, welches ich nicht um den buntesten deutschen Friedensorden hätte vertauschen mögen. Auch für unsere Küche war dieses Wildpret sehr erwünscht, und so ein im eigenen Safte am Spieße gebratener Hirschbraten des Abends am flammenden Bivouakfeuer verzehrt, dann ein Glas heißen Grog und eine gute Pfeife Tabak sind Genüsse, um welche man das feinste Diner an der elegantesten fürstlichen Hoftafel gern hingeben kann. Ueberhaupt waren diese Nächte am Feuer unter dem klaren dunklen Sternenhimmel oft sehr schön. Wir waren in drei Nachtwachen eingetheilt, um uns vor etwaigen räuberischen Anfällen der Indianer, obgleich solche hier noch nicht sehr zu befürchten waren, zu schützen, und jede Parthei mußte stets drei Stunden wachen. Gewöhnlich saß ich während dieser Wache mit einem alten weißhaarigen Trapper, der schon an vierzig Jahre in der Wildniß lebte, zusammen und lauschte dessen Erzählungen, während die amerikanischen Treiber sich unsern von uns um ein anderes Feuer gelagert hatten und nach der Weise dieser lebhaften Südländer mit einander sangen und scherzten. Die Glocken, welche mehrere der Maulthiere am Halse trugen, damit man sie bei einem etwaigen Verlaufen desto leichter wiederfinden konnte, klangen dann leise durch die stille Nacht, während die vier riesigen großen Wolfshunde, welche der Mexicaner besaß, oft laut bellend auf-

führen, wenn sich das heisere Geheul der kleinen Cayotten oder Steppenwölfe in zu großer Nähe hören ließ. Welche bunte Bilder der Erinnerung drängten sich auch oft in diese nächtlichen Wachstunden in meiner Brust zusammen: mein lustiges, leider nur zu leichtsinnig lustiges preußisches Officierleben mit allen seinen guten Kameraden und liebedurstigen eleganten Damen; dann die dreijährigen Kämpfe in Schleswig-Holstein und das wackere Benehmen der dortigen tüchtigen Bevölkerung, und zuletzt mein Dienst als Ingenieur im brasilianischen Urwald und später als californischer Fuhrmann und Händler. Was hatte ich schon Alles erlebt und wie viel mehr sollte ich noch erleben!

Das ruhige angenehme Reisen hörte aber allmählich immer mehr auf, als wir über den Bernadinocreek gesetzt waren, und jetzt in die Bernadinoberge eindrangen, um über diese zu gehen. Die Wege wurden sehr steil und felsig, so daß nur der sichere Tritt des Maulthieres solche ohne Gefahr betreten konnte, das Zusammenreiten hörte auf, da der Pfad, der oft neben steilen Abgründen vorbeiführte, so schmal wurde, daß wirklich oft kaum ein Thier darauf Platz fand, und auch in der Verpflegung war der Ueberfluß vorbei. Die Großartigkeit der uns umgebenden Gebirgsnatur entschädigte mich übrigens für diese Beschwerden reichlich.

Unsere Maulthiere, die theilweise sehr schwer zu tragen hatten, waren durch die Anstrengungen der letzten Tage jedoch so mitgenommen, daß auf den Rath eines Trappers beschlossen wurde, einige Rasttage zu machen, nachdem wir die Höhe des Gebirges schon überstiegen hatten. Wir kamen nun bald in eine dürre, unfruchtbare Ebene, in der wir der Seltenheit der Quellen wegen dann mitunter doppelte Tagemärsche machen mußten, und so war es sehr erwünscht, dazu vollkommen ausgeruhte Thiere zu haben. Es war ein reizendes Thal, durch das ein klarer, jetzt übrigens schon etwas wasserarmer Bach floß, in dem wir

unter dem Schatten prächtiger Tannen unsere Raststätte aufschlugen. Hier erlebte ich ein merkwürdiges Jagdabenteuer. Ich hatte in der Morgendämmerung die Wache bei unserer weidenden Maulthierheerde, welche hier sowohl der in diebischer Absicht umherstreifenden Indianer von dem Stamme der Pah-Utahs, als auch der grauen Bären und Wölfe wegen sehr sorgfältig gehalten werden mußte, als plötzlich einer der Wolfshunde, welche ich bei mir hatte, in ein wüthendes Geheul ausbrach. Ich drehte mich schnell nach der Seite, wo der Hund stand, um und erblickte in der Entfernung von ungefähr hundert Schritten einen riesigen grauen Bären „grizzly bear", unbedingt das gefährlichste, bösartigste und stärkste Raubthier in ganz Amerika, der so eben im Begriff stand, sich auf eins von den Maulthieren, welches etwas entfernt von der übrigen Heerde weidete, zu stürzen. Schnell brachte ich meine Büchsflinte in Anschlag und feuerte den mit einer Kugel geladenen Lauf auf das Ungethüm los. Ich hatte aber in der noch nicht hellen Morgendämmerung, vielleicht auch von dem ungewohnten Anblick etwas aufgeregt, nicht scharf gezielt, und meine Kugel hatte nur die Seite des Bären gestreift. Ein Wuthgebrüll, was mir das innerste Mark erschütterte, ausstoßend, ließ der Grizzly nun von dem Maulthiere ab, und stürzte in mächtigen Sätzen auf mich los. Ich gehöre sonst gerade nicht zu den Feiglingen, doch will ich gern gestehen, daß der Anblick des riesigen, grimmig brüllenden Raubthieres mich so erschütterte, daß ich meine Büchsflinte, die mir doch nichts nützen konnte, da der andere Lauf nur mit Rehposten geladen war, wegwarf, und nun so schnell, wie meine Füße mich nur tragen konnten, davon lief. Unrettbar wäre ich verloren gewesen, denn in wenigen Sprüngen hätte mich der Bär sicherlich eingeholt, wenn mir nicht plötzlich Hülfe geworden wäre. Drei mexicanische Maulthiertreiber, lauter Halbindianer, die mit mir auf Wache gewesen waren, und unsern davon an

einem Feuer gesessen hatten, eilten sogleich mit ihren sechzig Fuß langen Lassos, aus Rinderhaut geflochten, herbei. Mit der unnachahmlichen, niemals fehlenden Sicherheit eines geübten Lassowerfers schleuderte der erste der Mexicaner, ein stattlicher, muthiger Bursche, dem Bären seinen Lasso über den Kopf, und zog die Schlinge dann mit starkem Ruck an. Einen Augenblick stutzte das Thier, als es so plötzlich mit dem breiten Lederriemen seine Kehle zugeschnürt fühlte, und hieb mit der Pratze danach. Diesen Moment benutzte der zweite Mexicaner, warf seinen Lasso um diese Pratze, und zog auch fest an. Der Dritte warf wieder seinen Lasso um die andere Tatze, und zog ebenfalls mit aller Kraft zu. So war der Bär für den Augenblick wenigstens gefesselt. Auf mein Geschrei kamen nun noch fünf bis sechs andere Mexicaner und Amerikaner herbei, und die Lassoschlingen flogen von allen Seiten über den Bären, der bald zu Boden gerissen und völlig wehrlos gemacht wurde. Aus der fest zugeschnürten Kehle stieß das Thier mitunter furchtbare Töne der Wuth und Angst aus, der Geifer floß ihm in weißen Strömen aus dem Maule, die kleinen Augen glühten wie feurige Kohlen vor Wuth; es half Alles nichts, das Unthier war in unserer Gewalt. Unsere ganze Reisegesellschaft war inzwischen munter geworden, und Alle umstanden jubelnd den auf der Erde in ohnmächtiger Wuth liegenden Grizzly, der jetzt mindestens sechs bis acht Lassoschlingen um alle Theile seines Leibes hatte. Hätten wir nur gewußt, was wir mit ihm beginnen sollten, so wäre dieser Fang des großen mächtigen Bären, den jede Menagerie theuer bezahlt hätte, ein guter Gewinn gewesen, so aber ward sein Tod beschlossen. Vorher wollten die Mexikaner aber noch ihre rohe Lust mit dem gefangenen Thiere haben und es weidlich quälen. Sie ließen mitunter die Lassos etwas locker, und wenn der Bär dann glaubte frei zu sein und sich zu erheben suchte, zogen sie solche mit vereinter Kraft wieder an, und rissen das Thier zu Boden.

Auch alle unsere Wolfshunde wurden jetzt auf den liegenden Bären gehetzt, bissen sich mit grimmiger Wuth in sein Fell ein und zerrten überall an ihm herum, so daß er mitunter in ein röchelndes Klagegebrüll ausbrach. Mit einer Pratze, die zufällig etwas frei geworden war, versetzte der Grizzly einem Hunde jedoch noch eine tiefe Wunde über den ganzen Rücken. Wohl eine halbe Stunde mochte dieses grausame Spiel gedauert haben, da machte der nordamerikanische Officier demselben ein Ende, indem er den Bären, der schon fast erdrosselt war, durch eine Kugel in das Auge augenblicklich tödtete. Es war ein schon altes, männliches Thier von einer Größe und Stärke, wie selbst unsere erfahrensten Trapper solche selten gesehen hatten. Das Fleisch schmeckte schlecht und sehr zähe, die im Kohlenfeuer gerösteten Pratzen aber recht gut. Ich kaufte den drei Mexicanern, die ihn zuerst gefangen, ihren Antheil an dem Fell mit zwei Flaschen Brandy ab, und benutzte solches als Satteldecke.

Nachdem unsere Thiere sich vollkommen erholt und zuletzt in dem klaren Bache noch recht vollgetrunken hatten, brachen wir am 23. Juni wieder auf. Jeder Reiter hatte jetzt einen Wasserschlauch mit fünf bis sechs Maß Wasser vor sich auf dem Sattel.

Jetzt nun, wo wir in eine trockene, sandige, fast gänzlich wasserlose Wüste kamen, sollten die Beschwerden des Marsches für uns und mehr noch für unsere Thiere erst recht beginnen.

Selten habe ich eine so unfruchtbare oder sonst von jeglicher Vegetation entblößte Fläche gesehen, als die war, durch welche wir nun zogen. Nur spärliche Halme von einer harten graubraunen Grasart standen hier und da in kleinen Büscheln zusammen, und wurden von den hungrigen Maulthieren mit Gier abgerupft, sonst war, so weit das Auge reichte, kein Baum, kein Pflanzenwuchs zu entdecken. Ohne zu füttern oder gar zu tränken, legten wir an diesem ersten Tage ungefähr sieben deutsche Meilen zurück, bis wir gegen Abend an eine kleine, halb ver-

trocknete Quelle kamen. Diese mußte erst aufgegraben und mehr gesammelt werden, bis wir so viel Wasser erhielten, um unsere Thiere zu tränken, womit fast die halbe Nacht verging. Da kein Brennmaterial vorhanden war, um ein Feuer anzuzünden, so bestand unsere ganze Nahrung nur aus getrocknetem Fleisch und Maiskuchen, während unsere Thiere von dem mitgenommenen Mais ein spärliches Futter erhielten. Schon in aller Frühe brachen wir auf, hatten bei glühender Sonnenhitze abermals einen Marsch von ungefähr fünf Meilen zu machen, und kamen dann an einem kleinen, halb ausgetrockneten Bache an. Wir sammelten auch hier das Wasser durch eine Art Wehr, tränkten unsere Thiere gehörig, und füllten auch unsere Wasserschläuche wieder. An den Ufern dieses Baches wuchs viel Rohr, mit dessen Blättern wir die Maulthiere fütterten, während wir mit den Halmen ein Feuer zum Kochen von Lebensmitteln anzündeten.

Schon in aller Frühe des nächsten Morgens brachen wir auf, und es ging unaufhaltsam weiter. Gegen Mittag, wo die Hitze wirklich unerträglich wurde, fütterten wir unsere Maulthiere wieder etwas, und traten sogleich unsere Weiterreise an. Gegen Abend, nachdem wir am Tage, theilweise im tiefen Sand, wohl an zehn Meilen zurückgelegt hatten, wurde wieder eine Rast von einigen Stunden gemacht, und die von Hitze, Ermüdung und Durst schon arg geplagten Thiere erhielten etwas mit Wasser aus unseren Trinkschläuchen angefeuchtetes Maisbrod. Schon gegen Mitternacht ging der Marsch wieder fort, und es half nichts, wenn die Thiere auch noch so müde waren, unbarmherzige Peitschenhiebe oder Spornstöße mußten sie forttreiben, denn wir hatten mindestens noch fünf deutsche Meilen zurückzulegen, bis unser Führer die Hoffnung hegen durfte, vielleicht einen kleinen Bach anzutreffen. Gegen zehn Uhr Morgens kamen wir auch auf dieser Stelle an, — allein ein bitteres Gefühl be=

schlich uns Alle, denn der Bach war ausgetrocknet. Nur etwas feuchten Schlamm trafen wir noch im Bette desselben, und der Durst war bei Menschen und Thieren so groß, daß Alle gierig mit den Zungen daran leckten, um nur die glühende Hitze im Munde etwas abzukühlen. Und doch hatten wir noch an achtundzwanzig deutsche Meilen, theilweise im tiefen Sande zurückzulegen, bis wir an einem Nebenflusse des Colorado, wo wir sichere Hoffnung hatten, Wasser zu finden, anlangen konnten. Jetzt erst lernte ich erkennen, daß eine derartige Reise doch kein so leichtes Unternehmen sei, als ich mir dies anfänglich gedacht hatte, sondern große Beschwerden, ja selbst Gefahren mit sich führe. Doch was half's, was einmal angefangen war, mußte nun auch beendet werden. Unsere armen erschöpften Maulthiere, denen die Flanken schlugen, die Nüstern glühten, und welche die Köpfe tief am Boden hängen ließen, erhielten etwas Maisbrod, worauf einige Tropfen Brandy gegossen wurden. Viele Thiere versagten aber vor Durst dieses Futter. Zwei Maulthiere, welche schon zu ermattet waren, um noch mit fortzukommen, wurden sogleich getödtet. Von dem warmen Blute erhielt Jeder von uns einen Becher voll, und dieses sonst so ekelhafte Getränk erquickte uns Alle sehr. Auch das rohe Fleisch ward vertheilt und gierig verzehrt. Hier erschoß ich auch einen der Wolfshunde, welcher schon Spuren der Tollwuth zeigte. Fast mit Gewalt und nur durch unbarmherziges Peitschen konnten wir gegen Mittag unsere Thiere wieder von dem Schlamm fortbringen.

Der nun folgende Ritt war der schrecklichste, den ich jemals gemacht habe. Von Durst gepeinigt, von Erschöpfung ermattet, von glühender Hitze gequält, hing ich auf meinem Thiere, dem ich die langen californischen Reitersporen oft gewaltsam in die blutigen Weichen stoßen mußte, um es nur im Schritt zu erhalten. Eben so wie ich schleppten sich auch alle meine Gefährten dahin. Kein Wort ward gehört, kein munterer Gesang

erscholl; selbst die Flüche, mit denen die mexicanischen Knechte sonst nur zu freigebig sind, waren verstummt, da Jeder sich scheute, den Mund, in dem die trockene Zunge wie glühendes Blei lag, zu öffnen. Nur die schweren, klatschenden Schläge der langen Peitschen, welche die Treiber unbarmherzig auf die mageren Schenkel der Thiere fallen ließen, um diese fortzubringen, waren die einzig hörbaren Laute. Gegen Mitternacht ward wieder ein erschöpftes Maulthier geschlachtet und Blut wie Fleisch gierig verzehrt, dann ging es wieder unaufhaltsam weiter, denn nur in der möglichsten Eile lag unsere Rettung. Uebrigens war dieser Nachtmarsch doch erträglicher als der bei Tage, da die Sonnenstrahlen nicht mehr so heiß brannten und ein kühlendes Lüftchen uns Gesicht und Brust erfrischte.

Gegen Sonnenaufgang fingen unsere Maulthiere an, plötzlich lebendiger zu werden, hoben die bisher zu Boden gesenkten Köpfe, öffneten die Nüstern, um die Luft mit einzuschnauben. Die scharfen Sinne der Thiere witterten schon aus der Ferne das Wasser. Immer schneller ward jetzt ihr Schritt, ohne daß wir nöthig hatten, sie anzutreiben, und mit Aufbietung ihrer letzten Kräfte fielen sie endlich in einen raschen Trab. Unsere Hunde, die bis dahin müde und verdrossen mit lang aus dem Maule hängenden Zungen dem Zuge nachgeschlichen waren, stießen plötzlich ein lautes Freudengeheul aus und stürmten in vollem Laufe vorwärts. Als ich mich jetzt im Sattel aufrichtete, erblickte ich in der Entfernung von ungefähr einer halben englischen Meile das Flußbett des Colorado. Unwillkürlich brachen wir Alle bei diesem ersehnten Anblick in ein lautes freudiges Hurrah aus. Unsere Maulthiere waren jetzt nicht mehr zu halten, in fast wahnsinniger Hetze stürmten sie vorwärts, ohne Weiteres ging es den ziemlich steilen Abhang des Flusses hinunter, und nicht eher hielten sie still, bevor sie bis an die Kniee im Wasser standen, und in langen, gar nicht aufhörenden Zügen ihren brennenden Durst

löschten. Die armen Thiere hatten seit vierundfünfzig Stunden nichts mehr zu trinken bekommen, und in dieser Zeit bei theilweise tiefem Sande und schwerem Gepäck an dreiundzwanzig deutsche Meilen zurückgelegt. Eben so durstig und erschöpft wie unsere Thiere waren auch wir Menschen. Wir sprangen sogleich aus den Sätteln, warfen uns in unseren Kleidern in das Wasser, und tranken und badeten uns nach Herzenslust. Zwar war das Flußwasser trübe, schmutzig gelb und auch etwas laulich warm, aber kein Trunk hat mir im Leben jemals so gut geschmeckt, als dieses Wasser aus dem Colorado. Da der Fluß seicht war, daß unsere Maulthiere ihn durchwaten konnten, so gingen wir gleich auf das andere Ufer, wo die Weide dort besser zu sein schien. Es wuchs an den Ufern üppiges, grünes Gras, was unseren Thieren reichliche Weide versprach, und da die vielen Weidenbüsche daselbst auch für unsere Bivouakfeuer gutes Material abgaben, so beschlossen wir einige Tage zu rasten.

Dieses Lager war sehr vergnüglich und konnte für die Anstrengungen der letzten Tage einigermaßen entschädigen. Wir schossen Enten und andere Wasservögel in Menge, badeten uns häufig und erfreuten uns durch den Anblick unserer ersichtlich wieder an Kraft zunehmenden Thiere.

Fünf Tage rasteten wir, dann machten wir einen starken Marsch stromaufwärts am Colorado, und wandten uns nun wieder gegen Ostern den Bergen zu. Wir hatten zwar noch häufig sehr mühsame Märsche zu machen, und mußten ganze Tage reiten, bevor wir am Abend eine kleine, oft halb ausgetrocknete Quelle fanden, doch dies Alles war im Vergleich zu den früheren Märschen erträglich. An Wild fehlte es uns nicht, und die beiden Trapper, welche wir bei uns hatten, wußten schon dafür zu sorgen, daß allabendlich große Bratenstücke an den Spießen neben unseren Wachtfeuern schmorten. Nach ungefähr zehn bis zwölf Tagemärschen kamen wir wieder in die Berge der Sierra

Mogolen. Es gab nun oft sehr beschwerliche Wege in steiler Höhe an furchtbaren Abgründen hin, doch passirten wir solche ohne weitere Unfälle, und da wir hier keinen Mangel an Wasser, Wild und Holz litten, so war bei dem guten trockenen Wetter die Reise nicht allzu gefährlich. Von den umherschweifenden Indianern waren wir bisher weiter nicht belästigt worden. Wiederholt waren einzelne des Abends an unserm Lagerplatz erschienen, und hatten um Tabak oder einen Schluck Brandy gebettelt, was wir ihnen auch stets gaben, worauf sie sich dann wieder weiter entfernen mußten. Da wir neununddreißig wohlbewaffnete Männer waren, und mit wirklich militärischer Ordnung Wache hielten, auch in die Engpässe, wo wir leicht überfallen werden konnten, vorher Patrouillen schickten, um solche genau zu untersuchen, so wagten die Indianer, wenn sie wirklich auch die Absicht hegen sollten, uns zu überfallen, doch nicht dies auszuführen; daß wir übrigens mitunter von ihnen bei nächtlicher Weile umschwärmt wurden, ergab sich aus mehreren Anzeichen. Ich selbst sah in einer Nacht, wo ich mit einem mexicanischen Treiber auf Wachtposten stand, einige dunkle Gestalten so schnell wie Schatten über den Boden huschen, um sich unseren weidenden Maulthieren zu nähern. Ich rief sie an, und da ich keine Antwort erhielt, feuerte ich den mit Rehposten geladenen Lauf meiner Flinte in der Richtung hin ab. Alles blieb still und die Gestalten schienen wie von der Erde verschwunden zu sein.

Ohne weitere Abenteuer, wenigstens solche, die mir jetzt noch in der Erinnerung geblieben sind, langten wir Mitte August am Rio del Norte an, wo wir wieder einige Tage zu rasten beschlossen, denn die unausgesetzten Märsche der letzten Zeit hatten unsere Thiere doch schon sehr mitgenommen. An sechs bis sieben Maulthiere waren auch inzwischen schon gefallen.

Hier am Rio grande del Norte, der übrigens jetzt so wenig Wasser enthielt, daß wir ihn mit den Maulthieren durchreiten

konnten, ohne uns die Füße naß zu machen, stießen wir wiederholt schon auf alte spanische Ansiedelungen. Solche Haciendas lagen aber weit von einander, und ihre Besitzer schienen mit vielen Hindernissen kämpfen zu müssen. Besonders die hier wild umherschweifenden Indianerstämme bilden sehr gefährliche Feinde, gegen welche nur die größte Wachsamkeit zu schützen vermag. Die großen Haciendas, die wir sahen, waren mit einem Walle und einer Pallisadenwand umgeben, um dadurch mehr gegen die Angriffe der Indianerhorden geschützt zu sein. Da die Viehzucht den Haupterwerbszweig hier ausmacht, und eine Hacienda oft Heerden von zehn- bis zwölftausend Stück Rindern, Maulthieren und Pferden enthält, so waren auch immer an zwanzig bis dreißig Knechte daselbst befindlich. Selbst die Hirten, welche stets zu Pferde ihre Heerden hüten, waren mit einer Büchse, dem nie fehlenden Lasso und einem großen breiten Dolchmesser, welches sie in der hohen Ledermasche am rechten Fuße stecken hatten, bewaffnet. Es schienen mir rohe, wilde Menschen, welche sicherlich auf einer nicht höheren, ja eher sogar noch niedrigen Stufe als ihre Feinde, die Indianer, stehen, zu sein. Auch die Haciendenbesitzer schienen gerade keinen großen Anspruch auf Cultur machen zu können.

Ende August verließen wir den Rio del Norte wieder, und setzten durch ein schönes, fruchtbares Hügelland unsern Marsch wieder weiter östlich gegen den Arkansas zu fort. Es war jetzt wieder das alte fröhliche Lagerleben, wie zum Anfang unserer Reise, obgleich freilich der Reiz der Neuheit schon mehr verschwunden war. An Lebensmitteln aller Art hatten wir eher einen Ueberfluß als Mangel, und kamen auch häufig in Dörfer, welche von halb civilisirten Pueblas-Indianern bewohnt waren, von denen wir Fleisch, Milch und Mais erhalten konnten. Einige Wochen dauerte dieser angenehme Weg längs des Fußes der Berge, als wir endlich am Rande der großen Prairie, welche

sich von hier in einer Ausdehnung von ungefähr 130 deutschen Meilen bis zum Arkansas hinzieht, anlangten. Hier fingen dann wieder größere Beschwerden an, und wir hatten häufig sehr forcirte Tagemärsche zu machen, wenn wir am Abend noch eine spärliche Quelle antreffen wollten. So entsinne ich mich noch, daß wir einmal neun deutsche Meilen ununterbrochen im Sattel saßen, unsere zuletzt ermüdeten Thiere hart antrieben und endlich gegen Mitternacht eine Quelle mit vortrefflichem Wasser fanden, wo wir einen Rasttag hielten. Hier sah ich auch zuerst eine Heerde von einigen fünfzig bis sechszig wilden Büffeln oder Bisons, welche diese weiten Prairien in Heerden zu vielen Tausenden bevölkern, obgleich ihre Zahl alljährlich abnimmt. Es sind Thiere von einem eigenthümlich bösen, wilden Aussehen, so wie furchtbarer Kraft, die aber, wenn sie nicht gereizt oder in die Enge getrieben werden, den Menschen niemals angreifen, sondern in wilder Flucht vor ihm fliehen. Die Indianer und Trapper greifen die Büffel zu Pferde an, und schießen sie vom Sattel des in vollem Laufe über die Steppe sprengenden Rosses mit dem Bogen, der Büchse, oder auch der Pistole, eine Jagd, welche sowohl als Reiter wie als Schütze eine große Gewandtheit und Sicherheit erfordert. Da unsere armen Maulthiere schon zu ermüdet waren, um sie zu einer solchen Jagd benutzen zu können, so mußten wir auf dieses Vergnügen verzichten. Einer unserer Trapper schlich sich aber wiederholt an Büffel heran und tödtete sie durch einen sichern Schuß. Ihr Fleisch kam uns trefflich zu Statten, und besonders das Mark ihrer im Feuer gerösteten Knochen, ihre Zungen und ihr Buckel waren Leckerbissen, welche auf jeder fürstlichen Tafel am Platze gewesen wären. Ich selbst versuchte auch einige Male diese Büffeljagd, kam aber niemals dabei zum Schuß.

War unsere lange Reise bisher zwar mitunter sehr beschwerlich gewesen, so hatten wir doch fast noch weiter keine be-

deutenden Unfälle zu beklagen gehabt, und hofften jetzt in ungefähr acht bis zehn Tagen glücklich in Fort Smith anzukommen. Leider trat aber das Gegentheil ein. Wir zogen ruhig über die von der Sonnenhitze schon sehr ausgedörrte Prairie, deren halb vertrocknetes Gras unseren armen, abgemagerten Maulthieren nur sehr spärliches Futter gewährte, als der eine Trapper, der an der Spitze des Zuges ritt, plötzlich sein Maulthier anhielt und mit der Hand über den Augen, um diese vor den Strahlen der schon im Untergehen begriffenen Sonne besser zu schützen, scharf nach einer Seite der sich in die unabsehbare Weite verlierenden Ebene hinsah. Ich ritt nicht weit davon, wurde dadurch aufmerksam, und da mir Gott ein Paar vortreffliche Augen geschenkt hat, so sah ich ebenfalls scharf in diese Richtung, und bemerkte bald am fernen Saume eine dunkle Masse, welche sich ersichtlich uns mit großer Eile näherte. Ich hielt es für eine Büffelheerde und freute mich schon darauf, zur Abendmahlzeit vielleicht ein paar fette Markknochen verzehren zu können, als der Trapper ausrief: „Bei Gott, es sind Indianer. Nun heißt es aufpassen.“ Sein Maulthier herumwerfend, sprengte er eilig zu unserm Haupttrupp zurück, laut ausrufend: „Die Indianer kommen, sammeln wir uns zur Vertheidigung!“ Jetzt erkannte ich auch in dieser dunklen sich nähernden Masse Reiter zu Pferde, deren Zahl wohl an neunzig bis hundert betragen mochte. Da war denn freilich ihre Ueberlegenheit überaus groß, und ein sehr muthiger Widerstand mußte geschehen, wenn der Sieg von uns erkämpft werden wollte. Auf den Ruf des Trappers waren alle Maulthiere sogleich in einen Haufen getrieben und eilig mit den Lassos aneinander gefesselt worden, damit sie sich nicht losreißen und zu den Feinden verlaufen konnten. Wir Männer sammelten uns nun in eine Art Carré, sahen die Ladung in unseren Büchsen noch nach; diejenigen, welche Revolver hatten, machten auch diese zum Schuß bereit,

und so warteten wir festen Muthes die nächsten Ereignisse ab. Alle Nordamerikaner, Deutsche und auch die meisten Mexicaner waren voll fester Zuversicht, von den Maulthiertreibern schienen einige aber sehr ängstlich zu sein. Die Frau des Hinterwäldlers, die ein langes Riffle in der Hand hielt, stellte sich unerschrocken mit in das erste Glied, und ihr Benehmen war so muthig, daß sie füglich schon immerhin als ein Mann gelten konnte.

In schnellem Galopp ihrer flüchtigen edlen Hengste sprengten die Comanches, für welche sie der alte Trapper erkannte, nun bis auf fünf- oder sechshundert Schritte an uns heran. Wahrlich, der Anblick dieser stattlichen Reiterschaar war sehr prächtig, und hätte es sich nicht um unsere Köpfe gehandelt, die wir jetzt ungemein nahe daran waren zu verlieren, so hätte man sich schon daran höchlichst ergötzen können. Wie aus Bronze gegossen, saßen die großen, kräftigen Gestalten auf ihren sattellosen Rossen, deren lange Schweife und Mähnen in der Luft flatterten, während sie im vollsten Lauf über die Ebene flogen, oder von ihren meisterhaft geschickten Reitern mit einer Kunstfertigkeit, welche dem besten Circus alle Ehre gemacht hätte, umhergetummelt wurden. Den classisch schön geformten Oberkörper der Comanches umschloß ein kurzes ledernes Jagdhemd, mit bunten Muscheln, Nadeln von Stachelschweinen und anderen Sachen verziert, und eine kurze weite Lederhose reichte kaum bis zur Mitte der Schenkel, während der übrige Theil der Füße unbekleidet war. Das Haupthaar war kahl geschoren, doch flatterte eine lange Scalplocke, durch welche manche Krieger oben eine Adlerfeder gesteckt hatten, fast wie die Helmbüsche der französischen Dragoner bis weit über den Nacken. Die Gesichter waren grell mit rother und gelber Farbe bemalt, was die Wildheit des Anblickes dieser mordlustigen Krieger noch mehr erhöhte. Die linke Hand führte den leichten Lederzaum, mit dem sie ihre Rosse lenkten, an der rechten Hand hing eine kurze schwere Lederpeitsche, mit der sie auf ihre Thiere oft

heftig draufschlagen. Die Meisten hielten in der Rechten auch eine sehr lange Lanze mit scharfer, dünner Eisenspitze, Andere einen an fünf Fuß hohen Bogen, während ein Köcher mit Pfeilen auf dem Rücken hing und ein scharfes kurzes Scalpmesser in dem Ledergürtel, der das Jagdhemd um die Mitte des Leibes zusammenhielt, steckte. Hell von den glühenden Strahlen der so eben im Untergehen begriffenen Sonne beleuchtet, umkreiste uns nun diese Schaar in angemessener Entfernung, wobei einige drohend ihre langen Lanzen über den Köpfen schwangen, und dabei in ein wildes Kriegsgeheul ausbrachen.

„Die Schurken wagen sich nicht heran und scheuen unsere Gewehre. Nur die größte Kaltblütigkeit kann uns jetzt retten," sprach der älteste der Trapper, der wie von selbst den Oberbefehl übernommen hatte. „Feuern wir ja nicht früher, bevor ich das Zeichen dazu gebe, dann aber nehme ein Jeder seinen Reiter sicher auf das Korn, denn kein Schuß darf vorbeigehen," sprach er weiter.

Ein sehr stattlicher Indianer, wahrscheinlich ein Häuptling, der ein wundervoll schönes, goldbraunes Roß mit vollendeter Gewandtheit ritt, kam jetzt bis auf ungefähr dreihundert Schritte an uns heran, und schwang seine lange Lanze drohend über dem Haupte.

„Warte, dem Kerl will ich schon die Frechheit austreiben," rief der eine Trapper, legte seine lange Büchse an, zielte kurze Zeit und schoß dann. Das Pferd des Indianers machte in demselben Augenblick einen Seitensprung, und so traf die Kugel, statt die Brust des Reiters, nur die Flanke des Rosses, so daß letzteres augenblicklich zusammenstürzte. Der Indianer raffte sich eiligst auf und ging zu der übrigen Schaar wieder zurück. „Verdammt, daß ich das schöne Thier und nicht den schuftigen Kerl traf, aber mein Schuß steckte schon zu lange in der Büchse, so daß etwas Pulver verloren gegangen sein muß, sonst hätte ich

sicherer geschossen, — nun, die Lection wird vorläufig genügt haben und die Kerle mehr in Entfernung halten," brummte der Trapper, indem er mit großer Sorgfalt seine Büchse wieder lud. Noch einige Male umkreisten uns die Comanches, dann sprengten sie wieder davon, so daß wir nur am fernen Horizont ihren dunklen Haufen erkennen konnten.

„Wir sind sie noch lange nicht los, und es gilt diese Nacht aufpassen, denn wie ich die Indianer kenne, werden sie die Dunkelheit dazu benutzen, um uns auf's Neue anzugreifen. Es gilt Wachsamkeit und Festigkeit, sonst sind wir Alle verloren," brummte der alte Trapper, als Einige von uns etwas zu vorzeitig jubelten, daß jetzt die Gefahr schon vorbei sei.

Wir zündeten nun die ganze Nacht kein Feuer an, ließen auch unsere Maulthiere nicht weiden, sondern behielten sie angebunden und fütterten sie mit den spärlichen Maisvorräthen, welche wir noch bei uns führten. Unsere Waffen wurden noch sorgfältig nachgesehen, und was wir nur irgendwie an Schießgewehren besaßen, stark mit doppelter Ladung versehen. Als es dunkel wurde, ließ der vorsichtige Trapper in der Entfernung von ungefähr hundertundachtzig Schritten von unserm Platze mehrere Pflöcke in die Erde schlagen und Lassos ungefähr einen Fuß hoch vom Boden daran binden. Er beabsichtigte die Pferde der Indianer dadurch zum Stürzen zu bringen, da unsere Feinde in der Dunkelheit diese Leinen nicht bemerken konnten.

Der größte Theil der Nacht verging uns in banger Erwartung. Nur die Hälfte von uns durfte sich mit den Waffen in der Hand einem leichten Schlummer hingeben, die Anderen waren unausgesetzt wachsam. Schon war die größte Hälfte der Nacht verstrichen, ohne daß sich die Indianer gezeigt hatten, und Viele von uns hofften schon, daß kein weiterer Angriff stattfinden werde, aber wir sollten nur zu bald eines Andern belehrt werden.

Gegen drei Uhr Morgens, als schon ein schwacher rother Saum gegen Osten den baldigen Aufgang der Sonne verkündigte, bemerkten wir, daß der dunkle Haufen unserer Feinde abermals auf der Steppe erschien. Die Comanches ritten jetzt in langsamem Schritt, weil sie hofften, auf diese Weise näher an uns herankommen zu können. Auf Befehl des alten Trappers verhielten auch wir uns laut- und bewegungslos, machten aber im Stillen unsere Büchsen schußfertig. Ungefähr bis auf 250 Schritte mochte die feindliche Schaar an uns herangeritten sein, und ich muß gestehen, daß mir das Herz etwas lebhafter zu pochen anfing, als plötzlich Alle ihre Pferde in die schnellste Gangart setzten. „Gebt Feuer!" rief jetzt aber unser Anführer; so gut es in der grauen Dämmerung anging, zielte ein Jeder von uns auf einen bestimmten Reiter, und fast zu gleicher Zeit drückten wir dann los. Die Wirkung der Salve war nicht gering, der ganze Haufen kam in Unordnung, und mindestens ein Dutzend Pferde wälzten sich mit ihren Reitern am Boden. Mehrere feindliche Pfeile fuhren jetzt aber zischend zwischen uns. Mich selbst streifte eine Pfeilspitze leicht an der Schulter, eine andere verwundete aber mein Maulthier, welches das Gepäck trug, so daß das Thier sich vom Lasso losriß und in die Steppe lief. Die Indianer waren inzwischen an den ausgespannten Stricken angekommen und hier stürzten Viele von ihnen mit ihren Pferden. Diesen Augenblick benutzten wir und feuerten eine zweite Salve aus unseren anderen Gewehrläufen ab, die noch eine mörderischere Wirkung auf sie ausübte. Leider erhielten wir aber jetzt auch wieder mehrere Pfeilschüsse, und ein langer Pfeil drang dem alten Mexicaner durch die Brust, so daß er mit einem lauten Schrei zü Boden stürzte.

Dieser zweite unsanfte Empfang hatte die Comanches zur plötzlichen Umkehr bewogen. Einige sprangen in großer Geschwindigkeit von ihren Pferden und hoben ihre todten oder ver-

wundeten Kameraden auf, legten sie vor sich auf den Sitz, und dann sprengte der ganze Haufen in voller Carrière fort, und war in wenigen Minuten aus unserm Gesichtskreise verschwunden.

„Das hat gefruchtet, und für das Erste werden sie nicht wiederkommen,“ meinte unser Trapper. Leider war aber auch unser Verlust nur zu groß, denn die Wunde des alten Mexicaners schien tödtlich zu sein. Er konnte nicht mehr sprechen, röchelte nur noch dumpf, und ein breiter, dunkler Blutstrom floß aus seiner Brust. Sonst waren noch zwei oder drei von unseren Treibern ziemlich leicht verwundet worden; eben so hatten mehrere Maulthiere Wunden erhalten, oder sich losgerissen. Mein verwundetes Maulthier war den Pferden der Comanches gefolgt und mit in die Steppe gelaufen. Es war dies ein harter Verlust für mich, denn das Thier trug nicht allein mein sämmtliches Gepäck, sondern auch für einige Hundert Dollars Goldkörner.

Da die Sonne inzwischen aufgegangen war, so untersuchten wir jetzt die Plätze, wo die todten oder verwundeten Pferde der Comanches lagen. Wir fanden sieben todte und elf verwundete Thiere. Letztere erschossen wir fast alle, um sie vor weiteren Qualen zu bewahren. Nur ein junger, schöner Schimmelhengst war unverletzt, hatte sich aber mit seinen Zügeln so verwickelt, daß er nicht hatte mit fortlaufen können. Ich erhielt nach einstimmigem Ausspruch unserer ganzen Gesellschaft diesen Hengst als Ersatz für mein verlorenes Maulthier. Es war ein schnelles, edles, aber sehr böses Thier, dem man sich nur mit größter Vorsicht nähern konnte, da es sehr biß und schlug. Ich ritt es bis Fort Smith und verkaufte es dort für einige neunzig Dollars an einen Officier der Dragoner.

Gegen Mittag verschied der alte Mexicaner, nachdem er nicht mehr zu vollem Bewußtsein gekommen war. Auch dies war ein ungemein harter Verlust für mich, denn meine Hoff=

nungen, durch seine Protection vielleicht in Mexico eine passende Anstellung zu erhalten, wurden dadurch gänzlich vernichtet.

Da unweit des Platzes, wo dieser Angriff der Comanches stattgefunden hatte, sich ein klarer, zwar halb ausgetrockneter Bach, der aber immerhin für unsern Bedarf noch genügendes Wasser enthielt, befand, so beschlossen wir, eine Rast von einigen Tagen hier zu machen. Mehrere große Cotton-Bäume, welche am Rande dieses Baches wuchsen, wurden umgehauen und mit ihren Zweigen sechszig bis siebenzig Schritte von dem Platze, wo wir des Nachts unsere Bivouakfeuer anzündeten, hingeworfen, so daß sie ein Hinderniß für die Pferde abgaben, wenn die Comanches uns vielleicht zum zweiten Male angreifen wollten. Bei Tage weideten wir zwar unsere Maulthiere, des Nachts aber behielten wir sie angekoppelt bei uns, und verdoppelten auch unsere Wachen, um so gegen einen heimlichen feindlichen Ueberfall geschützt zu sein. Einige Male zwar schien es uns, als erblickten wir am fernen Horizont noch Reitergestalten, welche wir für unsere Feinde hielten, doch näherten sie sich uns nicht, und es geschah kein zweiter Angriff. Die Lection, welche wir den Comanches gegeben hatten, mußte zu stark gewesen sein, denn ihr Verlust war sicherlich nicht unbedeutend.

Mit den möglichsten Feierlichkeiten bestatteten wir nun gegen Abend die Leiche des getödteten mexicanischen Hacienderos. Unter dem Schatten eines großen alten Baumes, der am Rande des Baches stand, gruben wir ein tiefes Grab, damit die Cayotten oder Steppenwölfe es nicht wieder aufscharren könnten, und legten dort den entseelten Körper unseres treuen Gefährten hinein. Der nordamerikanische Officier las aus dem Neuen Testament, welches er in einer kleinen englischen Taschenausgabe bei sich führte, ein Kapitel vor, und dann feuerten wir aus unseren Revolvern eine dreimalige Salve ab, worauf die Erde wieder zugeschüttet und möglichst festgestampft wurde. In die

Rinde des Cottonbaumes schnitt ich ein Kreuz und darunter den Namen des Gestorbenen, so wie den Tag, an dem er durch die Indianer getödtet wurde. Dieses Begräbniß auf der weiten einsamen Prairie machte auf uns Alle einen wehmüthigen Eindruck.

Am dritten Tag setzten wir nun unsern Marsch gegen das Fort Smith am Arkansas fort. Da wir noch immer einen Ueberfall der Indianer befürchten konnten, so beobachteten wir alle möglichen Vorsichtsmaßregeln, doch zeigte sich kein Feind mehr. Unser Marsch war ein trauriger, und der alte freundliche mexicanische Plantagenbesitzer, der eigentlich die Seele von unserer ganzen Expedition gewesen war, fehlte uns Allen, und mir besonders ganz ungemein.

In den ersten Tagen des Octobers langten wir glücklich am Arkansas und bald darauf auch bei Fort Smith, der westlichsten Grenzstation der Truppen der damaligen nordamerikanischen Union, an. Es war ein eigenthümlicher Anblick für mich, hier zum ersten Male wieder eine kleine Stadt, und nun gar reguläre, in Reih' und Glied marschirende Soldaten zu sehen, nachdem ich so viele Monate nur in der Wildniß gelebt hatte. Auch das Schlafen im Zimmer und gar in einem Bette kam mir ganz eigenthümlich vor, denn seitdem ich im Herbst 1852 in Californien gelandet war, hatte ich niemals wieder in einem Bette, sondern nur, in eine dicke Wollendecke gehüllt, auf der Erde geschlafen und den Sattel als Kopfkissen benutzt.

Hier in Fort Smith löste sich nun unsere ganze Expedition auf, und ihre einzelnen Mitglieder zerstreuten sich nach allen Seiten. Ich muß gestehen, daß ich mehrere Tage ganz im Unklaren darüber war, wohin ich meine ferneren Schritte nun lenken sollte. Ohne die Unterstützung und den Rath des mexicanischen Plantagenbesitzers fühlte ich gerade keine sonderliche

Neigung in mir, so auf gutes Glück nach Mexico zu reisen. Ich traf unter den in Fort Smith stationirten Officieren der Dragoner einige ganz angenehme Männer, die mich sehr freundlich aufnahmen und mit denen ich viel verkehrte. Sie waren theilweise mit allen Verhältnissen in Mexico ganz vertraut und schilderten mir solche in sehr ungünstiger Weise. Ohne die gewichtige Protection eines Eingeborenen würde ich schwerlich dort mein Glück machen können, war ihr einstimmiges Urtheil. Das klang denn freilich nicht sehr ermuthigend für mich, und kühlte meine Neigung, nach Mexico zu gehen, gänzlich ab. Wäre augenblicklich von Fort Smith eine Expedition nach Californien wieder zurückgegangen, so hätte ich mich solcher sofort auf's Neue angeschlossen; denn wenn mir auch die californischen Zustände auch nicht im Mindesten zusagten, so wußte ich doch, daß ich dort Geld verdienen könne, und hierauf mußte ich in meinen jetzigen Verhältnissen entschiedenes Gewicht legen.

Der nordamerikanische Officier, mit dem ich von Californien aus die Landreise gemacht hatte, wollte von Fort Smith nach New-Orleans zurückkehren, und nach einigen Bedenken entschloß ich mich, ihn nach letzterer Stadt zu begleiten. Wollte ich wirklich noch nach Californien, so konnte ich von New-Orleans aus, auf dem Wege über die Landenge von Panama, auf die schnellste, sicherste und wohlfeilste Weise dahin gelangen. Bemerken will ich übrigens hier noch, daß ich von den Officieren, mit denen ich im October 1853 besonders viel und gern in Fort Smith verkehrte, jetzt drei als Kameraden im Heere der Conföderirten wieder begrüßte, während zwei als Oberste bei den Unionisten dienen. Auch mein Reisegefährte von Californien dient jetzt als General bei den Unionisten, und ich habe schon in zwei Schlachten gegen die Brigade, welche er befehligte, gefochten.

Ich verkaufte Ende October mein Maulthier und mein Roß

zu ziemlich guten Preisen in Fort Smith, und schiffte mich auf einem alten, schlechten Dampfer auf dem Arkansas ein. Zwar war das Schiff sehr abgenutzt, und wir mußten befürchten, Unglück damit zu leiden, doch nimmt die nordamerikanische Rücksichtslosigkeit auf so etwas niemals den mindesten Bedacht.

Eine Reihe mannigfacher großartiger Natureindrücke konnte aber für verschiedene Unannehmlichkeiten dieser Fahrt entschädigen.

In Fort Napoleon, einem kleinen aufblühenden Städtchen, das sehr günstig an der Mündung des Arkansas in den Mississippi gelegen ist, vertauschten wir unsern kleinen unbequemen Dampfer mit einem jener gewaltigen Kolosse, welche von hier aus täglich nach New-Orleans fahren. Das Schiff war groß, ungemein luxuriös eingerichtet, und schnaubte mit wüthender Hast Tag und Nacht den breiten schnellströmenden Mississippi herunter, und doch hatte diese Fahrt gar nichts Angenehmes für mich, und ich wäre ungleich lieber auf meinem Reitpferd allein in der wilden Natur gereist, statt hier in der eleganten, mit allen möglichen Bequemlichkeiten versehenen ersten Kajüte des Dampfers zu verweilen. Wir hatten nämlich das Unglück, daß eine große Zahl reicher Yankees aus den Nordstaaten mit uns die Fahrt machten, und solche unangenehme Gesellschaft konnte Einem schon jede Reise verleiden. Frechere, anmaßendere, jedes edle Gefühl gänzlich entbehrende Menschen, wie diese ächten Yankees sind, besonders wenn sie sich erst im Besitz großer Reichthümer befinden, giebt es auf dieser ganzen Welt nicht mehr. Die tiefe Abneigung, welche ich gegen alle Yankees hege, und die wahre Freude, mit der ich jetzt nun schon über zwei Jahre ihnen im blutigen Kampfe gegenüberstehe, hatte ihren ersten Grund in dieser gemeinsamen Fahrt auf dem Mississippi.

In den letzten Tagen des November langte ich denn endlich

in New-Orleans an, und war herzlich froh, von meiner unangenehmen Reisegesellschaft für immer erlöst zu sein.

New-Orleans selbst imponirte mir durch das großartige Leben und Treiben auf seinen Straßen, seine rege Handelsthätigkeit und die glänzende Einrichtung seiner riesigen Hôtels zwar ungemein, machte mir aber sonst eigentlich keinen sonderlich angenehmen Eindruck, und befestigte auf's Neue den Entschluß in mir, niemals und unter keinen Umständen auf längere Zeit in einer größeren Stadt der nordamerikanischen Union zu leben. Amüsiren konnte man sich übrigens hier recht gut, und da ich Geld in der Tasche und dazu mehrere lustige Bekannte hatte, so unterhielt ich mich einige Tage ganz angenehm. Besonders die Bälle der Mulattinnen und anderer farbiger Mädchen, die eben so hübsch, graziös und pikant wie leichtsinnig sind, konnten für einen jungen kräftigen Mann, wie ich damals war, der dazu noch aus den californischen Minen kam, schon eine große Anziehungskraft ausüben. Freilich unter zehn bis fünfzehn Dollars kam man von einem solchen Balle nicht fort, und für immer wären derartige Vergnügungen für Leib, Seele und gute Finanzen gerade nicht geeignet gewesen.

Hier in New-Orleans erhielt ich zuerst nun auch genaue Nachrichten aus Europa, die ich seit vielen Monaten entbehrt hatte. Der russisch-türkische Krieg schien durch die Dazwischenkunft Englands und Frankreichs sich zu einem allgemeinen europäischen Kampfe, der dann auch Preußen und Deutschland berührte, entzünden zu wollen. Ich verschlang jetzt förmlich die europäischen Zeitungen, und immer mehr siegte bei mir die Ueberzeugung, daß trotz des Napoleonischen „l'empire c'est la paix" die französischen Kanonen auch gegen die preußischen krachen würden. Nicht um eine Million wäre ich aber nach Californien gegangen, sobald ich wußte, daß ich wieder als deutscher Officier gegen die übermüthigen Franzosen fechten könne. Mein altes krie-

gerisches Blut regte sich wieder mit voller Kraft, es zog mich fast gewaltsam nach Europa, und so faßte ich denn in einer schlaflosen Nacht den Entschluß, statt nach Californien gen Deutschland zu ziehen, und statt ein Goldgräber wieder ein europäischer Officier zu werden. Gedacht, gethan; schon am nächsten Morgen setzte ich all' mein Geld in Wechsel auf Deutschland um, und bestieg einen Dampfer, der mich nach New-York bringen sollte. Ich hatte jetzt gerade noch 500 Thaler mehr bei mir, als ich 1851 mit nach Brasilien genommen.

Viertes Kapitel.

Fahrt auf einem englischen Dampfer von New-York nach England. Meine Reisegesellschaft. Erster Eindruck in Cöln und getäuschte Hoffnungen. Aufenthalt in Berlin. Ein unvermuthetes Wiedersehen. Die preußische Politik. Entschluß, in kaiserlich russische Kriegsdienste zu treten. Reise nach St. Petersburg. Erste Eindrücke daselbst. Anstellung als Premierlieutenant im russischen Generalstab. Der Kaiser Nicolaus, seine Persönlichkeit und Wirksamkeit. Fahrt nach Sebastopol. Reiseeindrücke. Der Admiral Fürst Mentschikoff.

Ich hatte eine zwar schnelle, aber langweilige Fahrt nach New-York, und langte gerade dort an, als an demselben Morgen noch ein Postdampfschiff nach England abgehen wollte. Ohne nur einen weiteren Blick auf die große Stadt zu werfen, löste ich mir ein Billet erster Kajüte auf diesem englischen Schiffe, und dampfte am 16. Januar 1854 von der amerikanischen Küste fort. Damals ahnte ich freilich nicht, daß ich nach sechs Jahren wieder dahin zurückkehren würde.

Eine Reise auf einem der großen, sehr comfortabel eingerichteten englischen Postdampfer ist, wenn das Wetter sich nicht allzu stürmisch zeigt, ohne die mindeste Beschwerde für Jeden, der nicht

mehr von der Seekrankheit befallen wird. Man hat eine bequeme Schlafkoje mit einem trefflichen Bett, geräumige Spiel- und Conversationssalons, ausgestattet mit allem modernen Luxus unserer jetzigen verschwenderischen Zeit, einen vortrefflichen Mittags- und Abendtisch, und trifft auch unter der großen Masse der Passagiere immer einige angenehme oder interessante Menschen, deren Unterhaltung schon die Langeweile der einförmigen Seefahrt verkürzen kann. So war es denn auch diesmal der Fall, und wir hatten dazu das Vergnügen, daß sich nur wenige Yankees in unserer ersten Kajüte befanden, daher denn auch ein sehr anständiger geselliger Ton dort herrschte, was niemals der Fall sein kann, wo diese pöbelhaften Gesellen das Uebergewicht besitzen. Wir hatten zwar auch einige solcher New-Yorker Yankees bei uns, und nach gewohnter Weise wollten sie auch hier ihre flegelhaften Manieren fortsetzen, allein sie wurden von der Mehrzahl von uns anderen Herren so derb zurechtgewiesen, daß sie sich, so lange sie in unserer Kajüte weilten, wenigstens einigermaßen anständig betragen mußten. Dieser ungewohnte Zwang bewog sie auch, den größten Theil des Tages auf dem Verdeck zuzubringen. Ich selbst schloß mich besonders näher an zwei incognito reisende russische Marineofficiere an, die im Auftrag ihrer Regierung auf den nordamerikanischen Werften den Bau von Kriegsschiffen überwacht hatten, und jetzt eiligst in ihr bedrohtes Vaterland zurückkehrten. Es waren Beide höchst liebenswürdige, gebildete Männer; der eine ein Kurländer, der andere aus Archangel gebürtig. Damals ahnten wir noch nicht, daß wir den nächsten Winter auf eine so erinnerungsreiche Weise zusammen in Sebastopol verbringen, und unter dem Donner der englisch-französischen Kanonen Waffenbrüderschaft trinken würden. Beide Officiere haben übrigens während dieser Belagerung den Soldatentod gefunden.

Am 29. Januar langten wir an Englands Kreideküsten

an. Ein längerer Aufenthalt konnte um so weniger in meinen Absichten liegen, als ich ja dringend hoffte, binnen Kurzem gegen englische Soldaten fechten zu dürfen. In Begleitung der beiden Russen fuhr ich so schnell als möglich nach Ostende, und von dort mit dem nächsten Bahnzug nach Cöln. Es war mir doch ganz eigenthümlich um das Herz, als ich die ersten schwarzweißen Grenzpfähle wieder erblickte, und dem ersten preußischen Soldaten, den ich in Aachen auf dem Bahnhof antraf, schenkte ich in der Freude meines Herzens einige Thaler. In Cöln feierte ich mit meinen beiden russischen Begleitern noch ein fröhliches Abschiedssouper, dann fuhren sie mit dem nächsten Zuge weiter gen Petersburg, während ich mich noch einige Tage in dieser alten, schönen Rheinstadt aufhalten wollte. Ich hatte unter den dortigen Officieren noch mehrere Bekannte, größtentheils vom Cadettenhause oder von der Kriegsschule her, und verlebte in ihrer Gesellschaft angenehme Stunden. Was ich aber sonst in Cöln erfuhr, war gerade nicht sonderlich erfreulich für mich. Die gleiche schwächliche, jedes kräftige Auftreten nach Außen vermeidende Politik, welche Preußen seit 1848 so unermeßlichen Schaden gebracht und sein Ansehen als europäische Großmacht fast gänzlich aufgehoben hat, herrschte auch jetzt noch immerfort. Zu weitschweifigen Noten, auf die kein Mensch nur das allermindeste Gewicht legte, waren die preußischen sogenannten Diplomaten noch immer bereit, zu kräftigen Thaten vermochten sie sich nicht zu erheben. So war denn vorauszusehen, daß Preußen sich bei diesem Kriege nicht betheiligen, es geduldig mit ansehen würde, daß Louis Napoleon sich die Weltmacht eroberte, und den Kaiser Nikolaus, seinen stolzen Gegner, der zu großes Selbstgefühl besaß, um sich vor der französischen Arroganz zu demüthigen, völlig besiegte. Hätte ich dies geahnt, so wäre ich wahrlich jetzt nicht nach Deutschland gekommen, sondern ruhig nach Californien gegangen, wo ich die ziemlich sichere Aussicht

hatte, in einigen Jahren mir ein unabhängiges Vermögen zu erwerben.

Zwar über das Wiedersehen so mancher alten Bekannten hoch erfreut, aber über gar Vieles, was ich in politischer Hinsicht sah und hörte, ungemein verstimmt, reiste ich Mitte Februar von Cöln nach Berlin. Jetzt in Deutschland, hörte ich auch, auf welche wahrhaft empörende Weise die Dänen wieder in Schleswig-Holstein hausten, wie sie alle heiligen Rechte dieses armen Volkes mit Füßen traten und die 1851 von ihnen eingegangenen Verträge auf die frechste Art brachen. Und Preußen, dieses einst so stolze Preußen, mit seinen 400,000 Mann trefflicher Soldaten, sah diese Mißhandlungen geduldig mit an, und erlaubte es dadurch dem kleinen Dänemark, ungestraft in seinem Uebermuthe immer mehr zu sündigen. O, es war arg! —

In Berlin fand ich die traurigen Eindrücke, welche ich schon in Cöln und Magdeburg empfangen hatte, in noch ungleich verstärkter Weise wieder, und sie verbitterten mir den Aufenthalt daselbst nicht wenig. Doch was sollte ich armer, verabschiedeter Officier dagegen machen, ich konnte es doch nicht ändern, wenn Diplomaten ohne Ehrgefühl, Verstand und Herz die Geschicke Deutschlands auf schmähliche Weise verdarben. Ich faßte von nun an den festen Entschluß, mich um die Politik gar nicht mehr zu bekümmern, alles deutsche und gar preußische Nationalgefühl gänzlich abzulegen, und nur ein reiner Glückssoldat zu werden, der da diente, wo er erwarten durfte, daß der Krieg auf die energischste und rücksichtsloseste Weise geführt würde, ohne um den eigentlichen Zweck desselben zu sorgen. Von dem Augenblick an, daß ich mir erst diesen Grundsatz eingeprägt hatte, war ich viel ruhiger, und meine Galle ward weniger aufgeregt.

Ein eigenes Zusammentreffen hatte ich noch in Berlin. In einer höchst eleganten Equipage mit gräflichem Wappen und reich galonnirtem Kutscher und Bedienten fuhr unter den Linden

eine Dame an mir vorüber, in der mein scharfes Auge alsbald meine schöne, braunäugige, blondhaarige Louise entdeckte, welche mir einst unter so heißen Küssen und heiligen Schwüren, auf die ich damaliger Thor auch fest vertraute, in B. ihre unverbrüchliche Treue und stete Liebe zugeschworen hatte.

„Wer ist die Dame — die kenne ich ja von früher?" fragte ich eilig meinen mich begleitenden Vetter, der als eleganter Gardecavalerie-Lieutenant und steter Besucher der vornehmen Kreise auch die Besitzerin dieser Equipage kennen mußte.

„Es ist die reiche, schöne Gräfin H..... Ihr Mann ist zwar ein halb blödsinniger Mensch und dabei häßlich wie ein Pavian, aber ungemein reich und von sehr altem, vornehmem Grafengeschlecht, daher natürlich in der haute volée gern gesehen. Er lernte seine jetzige Frau vor zwei Jahren in einem Bade kennen, warb um sie, und erhielt begreiflicher Weise keinen Korb. Namentlich die Mutter der Braut soll vor Freude fast närrisch geworden sein, daß ihre Tochter eine reiche, vornehme Gräfin wurde," antwortete er mir lachend. „Aber kennst Du sie, oder möchtest Du ihr gern huldigen. — Da kommst Du zu spät. Ein Legationssecretair von der französischen Gesellschaft ist augenblicklich der Begünstigte."

„Kannst Du es einrichten, daß ich mit der Gräfin einmal in Gesellschaft zusammenkomme. Sie ist eine frühere Bekannte von mir, und ich möchte sie zwar wiedersehen, jedoch gerade nicht gern einen förmlichen Besuch in ihrem Hause machen," entgegnete ich.

„Nichts leichter als das. — Komm morgen Abend mit zu meiner alten Tante, da ist große Assemblée, und sie wird sicherlich nicht fehlen," war die Erwiderung meines Vetters.

Ich erschien an dem nächsten Abend in der bezeichneten Gesellschaft, denn es amüsirte mich, meine schöne gewesene Braut, für welche mein Herz jetzt auch keinen Funken Liebe mehr fühlte,

wiederzusehen. Sie war unbedingt eine der elegantesten, gefeiertsten und dabei kokettesten Damen der ganzen Gesellschaft. Auch sehr schön war sie noch immer, obgleich von dem jugendlich zarten Hauch, der damals in B.... über ihre ganze Erscheinung wie ein duftiger Schleier hingegossen war, sich jetzt keine Spur mehr zeigte.

Ich ließ mich ihr vorstellen, und da mein Gesicht schärfer geworden, und von der dreijährigen heißen Sonne Brasiliens, Californiens und der Prairie stark gebräunt war, so erkannte sie mich nicht sogleich wieder. Ich bemerkte jedoch, daß ihr Auge mit einem langen, prüfenden Blick auf mir ruhte.

In sehr artigem, kaltem Tone scherzte ich: „Ich habe wohl nicht mehr das Glück, gnädigste Frau Gräfin, von Ihnen gekannt zu sein, obgleich ich früher in B.... das Vergnügen hatte, oft und gern in Ihrer Gesellschaft weilen zu dürfen."

Einen Moment erbleichte sie, dann ward sie plötzlich roth, hatte aber in dem nächsten Augenblick schon wieder die ruhige Sicherheit einer vollendeten Weltfrau gewonnen, und ging auf mein leichtes Gespräch mit großer Gewandtheit ein. Ich konnte es nicht lassen, einige spöttische Bemerkungen über unser früheres Verhältniß, und wie ich ein Thor gewesen sei, an ihre Liebe zu glauben, die nur sie allein verstehen konnte, zu machen, und verabschiedete mich dann wieder.

Einige Wochen hielt ich mich nun in Berlin auf, und meine Hoffnungen, eine kriegerische Thätigkeit in meinem Vaterlande zu finden, waren bald hier auf Null gesunken. Etwas mußte ich jedoch beginnen, und entweder wieder nach Amerika zurückkehren, oder auswärtige Kriegsdienste suchen, denn von meinen sechs- bis siebentausend Thalern Vermögen konnte ich unmöglich als ein müssiger Rentier leben. Ich fühlte indeß so große Neigung für den Soldatenstand im Kriege, daß ich beschloß, jetzt wo möglich Dienste in der kaiserlich russischen Armee zu neh-

men. An vornehmer Protection zur Erreichung meines Wunsches fehlte es nicht. Ein naher Verwandter meiner verstorbenen Mutter bekleidete eine hohe, einflußreiche Stellung als General in St. Petersburg, und hatte schon, bevor ich preußischer Officier wurde, sehr gewünscht, daß ich in kaiserlich russische Dienste treten solle. Bei meiner damaligen entschieden schwarz-weißen Gesinnung hatte ich aber ein solches Anerbieten mit ziemlich großer Verachtung abgelehnt. Jetzt jedoch schrieb ich wieder an ihn, und bat um seine Verwendung, daß ich eine Officiersstelle in der russischen Armee erhielte. Umgehend fast bekam ich zur Antwort, daß ich sogleich nach St. Petersburg kommen und mich dort persönlich vorstellen möge, worauf er dann gar nicht zweifle, daß ich eine passende Stellung erhalten werde. Auch noch eine andere gewichtige Empfehlung an den russischen Kriegsminister suchte ich mir zu verschaffen. Ich hatte einst als junger Officier ein nichts weniger als platonisches Verhältniß mit einer sehr frivolen, vornehmen, in den höheren Kreisen von Berlin und Petersburg hoch angesehenen Dame einige Zeit gehabt. Jetzt, wo das zunehmende Alter ihr heißes Blut mehr abgekühlt hatte, widmete diese Dame sich nur der äußern Frömmigkeit, so wie der höheren Politik, und hatte sehr viele einflußreiche Verbindungen. Auch an sie schrieb ich einen ungemein höflichen Brief, worin ich natürlich unser früheres Verhältniß nicht erwähnte, und bat um Empfehlungsbriefe nach St. Petersburg. Umgehend erhielt ich auch diese, und sie waren so warm abgefaßt, und rühmten mich so sehr, daß sie mir wirklich großen Nutzen brachten. Man sieht, es ist gar nicht so übel, wenn man früher Liaisons mit einflußreichen, vornehmen Damen gehabt hat, und bei richtiger Benutzung kann man schon Vortheil daraus ziehen.

Ich hatte inzwischen meinen guten, ehrlichen Vetter in Hinterpommern und seine ihm so ähnliche kleine runde Frau besucht. Mit Ausnahme, daß sich der ohnehin schon so reiche Kindersegen

noch um ein oder zwei derbe Sprößlinge vermehrt hatte, war Alles in der Familie wie auf dem Gute beim Alten geblieben. Schlicht und recht, wie ein echter Landedelmann, hatte mein Vetter inzwischen gelebt, und war weiter als bis zur Kreisstadt nicht von seinem Hofe entfernt gewesen. Und was hatte ich inzwischen Alles durchgemacht und erlebt! Wahrlich gar seltsam und verschieden verlaufen sich oft die Lebenswege zweier Menschen.

Mitte Mai fuhr ich über Königsberg und Riga nach St. Petersburg, wo ich nach einer neuntägigen Reise auch glücklich anlangte. Die Stadt imponirte mir durch ihre Größe, ihre breiten, geraden, in unabsehbarer Länge fortlaufenden Straßen, so wie die vielen großen Paläste, Casernen und andere großartige öffentliche Gebäude ungemein, hatte aber sonst eine scharf ausgeprägte Charakteristik, die mir entschieden mißfiel. Man sah im Kleinsten wie Größten, daß hier Alles ein künstlich gemachtes Werk, hervorgegangen aus dem mächtigen Einzelwillen eines energischen Despoten, sei, und die Stadt keine natürliche Entstehung wie langjährige Geschichte besitze. Es kam mir stets so vor, als sei ganz Petersburg nur eine einzige große Caserne, lediglich für Soldaten bestimmt, und alle übrigen Einwohner hätten nur die gnädige Erlaubniß, nicht aber das Recht, hier zu leben. Dieser monotone, streng militärische Charakter der ganzen Stadt ward noch durch die augenblicklich hier herrschende kriegerische Thätigkeit und Regsamkeit ungemein vermehrt. Nur Kriegsrüstungen sah, nur kriegerische Gespräche hörte man, überall bemerkte man Truppen aller Waffengattungen, oder lange Wagenreihen, beladen mit allen den vielen verschiedenen Heeresbedürfnissen, welche unsere moderne Kriegskunst in nur zu überreichlicher Weise erfordert. Wahrlich, Gott Mars hatte hier sein Lager in einer so ausgedehnten Weise aufgeschlagen, wie ich dies früher auch nicht einmal annähernd gesehen hatte. Da ich

selbst Militär war, dazu die Absicht hegte, in russische Kriegsdienste zu treten, so mußte mich natürlich Alles, was ich jetzt vom Heere sah und hörte, auf das Höchste interessiren. Vieles bemerkte ich bei den russischen Truppen, was mir ganz ungemein gefiel, Manches aber, was mir in gleichem Grade mißfiel. Die äußere Haltung der Soldaten war untadelhaft, und ihr Marschiren wie alle ihre Bewegungen sahen aus, als wenn sie von einer einzigen Maschine und nicht von Tausenden menschlicher Glieder gemacht würden. Solche Parademärsche, wie ich sie jetzt in St. Petersburg von den verschiedenen Gardebataillonen in unnachahmlicher Vollendung ausführen sah, brachten wir in Preußen doch niemals zu Stande, und wenn die Leute noch so gedrillt und alle übrigen Uebungen gänzlich vernachlässigt wurden, wie dies bis 1848 nur zu oft geschah. Unwillkürlich mußte ich an den alten, steifen, flachsbärtigen Major mit dem großen Magen und dem kleinen Gehirn denken, der das Bataillon, bei dem ich einst stand, zwei Jahre commandirte und tyrannisirte; wenn der den Parademarsch so einige dutzendmal hinter einander hatte ausführen lassen, und dann von seinem dürren Gaul mit heiserer Stimme herabkrächzte: „Der Parademarsch ist die Hauptsache von dem janzen Exercitium, macht ein Batalljon den Parademarsch jut, so taugt es etwas, ist aber der Parademarsch lottrig, so muß Alles zu Jrunde jehen.“ Ich glaube, der alte Knabe, dem das höchste Ziel seines Lebens ein guter Parademarsch war, hätte vor Freude wirklich Purzelbäume geschlagen, wenn er diese Parademärsche der russischen Gardebataillone mit angesehen.

Diese entsetzlich maschinenmäßige Ausbildung der russischen Truppen gab den einzelnen Soldaten aber etwas Steifes, Unbehülfliches, Automatenmäßiges. Die armen Kerle waren so auf ihre *festen* Bewegungen eingedrillt und eingeprügelt, daß sie gar *keine freie* Beweglichkeit und Selbstbestimmung mehr

kannten. So schossen und tiraillirten alle Infanteristen sehr schlecht, von Turnen, Schwimmen und Bajonnetfechten war keine Spur zu finden, und man konnte den einzelnen Soldaten ansehen, daß sie Alles nur auf Commando ihrer Officiere mechanisch verrichteten, aber gänzlich hülflos und unselbstständig waren, wenn diese ihnen einmal fehlten. Die Cavalerie und Artillerie war ganz vortrefflich bespannt und beritten, aber exercirten ebenfalls nur sehr langsam und schwerfällig. Weder auf dem Paradeplatz, noch vor dem Feinde habe ich jemals eine einzige recht wild verwegene Reiterattaque von der russischen regulären Cavalerie ausführen sehen, obgleich es den Soldaten gewiß nicht an Muth dazu fehlte.

Auch die Ausrüstung aller Truppen, welche ich in St. Petersburg sah, war äußerlich zwar sehr glänzend, aber ebenfalls nur für den Paradeplatz, keineswegs für den wirklichen Kriegsdienst berechnet. Die Gewehre waren spiegelblank geputzt, aber schossen äußerst schlecht, die Säbel hatten schöne Griffe. aber weiche Klingen, die Kragen waren zwar mit Litzen und Stickereien reich verziert, aber dabei so steif, hoch und enge, wie Hundehalsbänder, und die Kopfbedeckungen durchweg viel zu schwer. Auffallend war mir auch der Unterschied zwischen der Garde und der Linie. Erstere war ungleich besser equipirt und uniformirt als letztere, und hatte auch weit ansehnlichere Soldaten. Besonders aber auch die Officiere der Garde waren viel vornehmer, äußerlich eleganter und auf ihren Rang stolzer, als die der Linie, und verkehrten nur selten mit diesen. Ich hatte mich zwar früher schon in Preußen häufig über diesen sogenannten „Gardetic" lustig gemacht, fand ihn aber vor dem Krimfeldzuge in der russischen Armee noch ungleich schärfer hervortretend. Dies war der äußere Eindruck, den die Truppen in St. Petersburg auf mich machten. Den inneren Geist der Armee, und die ungemein vielen Vorzüge, welche die gemeinen

russischen Soldaten hinsichtlich ihrer Ausdauer, Disciplin, Genügsamkeit, Anhänglichkeit an ihre Vorgesetzten, wenn diese sie nur einigermaßen gut behandeln, und ruhige Tapferkeit besitzen, lernte ich aber erst in Sebastopol so recht erkennen und schätzen. Was hätte aus dieser Armee werden können, wenn nicht der Kaiser Nicolaus in seiner gänzlichen Verkennung des wahren militärischen Geistes und seiner maschinenmäßigen Dressur, die jedes freie Selbstgefühl in den Soldaten wie Officieren gewaltsam unterdrückte, ihr so ungemein großen Schaden zugefügt hätte. Wahrlich, es hat nie einen besseren Paradesoldaten, aber auch nie einen schlechteren, das wahre Wesen des Kriegerstandes mehr verkennenden Monarchen gegeben. Mit welchem stillen Grimme ward er aber auch dafür von der Mehrzahl der russischen Officiere gehaßt und wie hatte er kaum die Augen geschlossen, als sich Alle eifrig bemühten, das, was er so mühsam in der ganzen Zeit seiner Regierung geschaffen hatte, in möglichst kurzer Frist gründlich wieder zu zerstören.

Von einem Verwandten ward ich in St. Petersburg sehr freundlich aufgenommen und mehreren bedeutenden Persönlichkeiten vorgestellt. Da ich der russischen Sprache nicht mächtig war, obgleich ich von meinem Verkehr mit den sogenannten „Wasserpolaken" des schlesischen Regiments, bei dem ich einst gestanden hatte, noch etwas polnisch verstehen und radebrechen konnte, so war es unmöglich, daß ich sogleich als activer Officier in einem Regimente angestellt wurde. Ich erhielt den Rang eines Premierlieutenants im Generalstabe, der gleich mit dem Hauptmannsrang in der Linie ist, und die Bestimmung, nach der Krim zu gehen, um mich dort dem commandirenden General Fürst Mentschikoff zur Verfügung zu stellen. Dies war eigentlich ungleich mehr, als ich selbst gehofft hatte, und ich konnte schon vollkommen zufrieden damit sein. In Rußland macht aber Protection sehr viel, und ein Ausländer, welcher solche nicht in ge-

nügender Weise besitzt, wird äußerst schwer sein Glück dort machen. Ich mußte übrigens anfänglich in Petersburg gar viel antichambriren und Höflichkeitsbesuche machen, und meine Geduld ward dabei nicht wenig auf die Probe gestellt. Ohne dieses freilich geht es nirgends in der Welt, und am Allerwenigsten in der großen glänzenden Residenz des russischen Kaiserreiches.

Anfangs Juli zog ich zuerst meine reiche und sehr geschmackvolle russische Uniform an, und es dauerte wirklich einige Tage, bis ich mich an diese steife, unbequeme, den freien Gebrauch aller Glieder hemmende Kleidung gewöhnt hatte und wie ein rechter russischer Officier aussah. Welche Veränderung war nun wieder mit mir vorgegangen! Vor einem Jahre zog ich als freier Reiter in der Lederjacke, den alten farb- und formlosen weichen, breitränderigen Filzhut, und den seit Monden von keinem Scheermesser mehr berührten Vollbart, durch die weiten Prairien des westlichen Amerikas, und jetzt antichambrirte ich in der steifen Uniform eines russischen Generalstabsofficiers in den Vorzimmern der Petersburger Generäle, und wehe mir, wenn mein Bart nur um ein Härchen länger, als das Reglement dies erlaubte, oder ein Haken in meinem hohen Kragen nicht fest verschlossen gewesen wäre. Es gab wirklich gar manche Augenblicke, in denen ich mich aus diesen steinernen Palästen wieder fort in die freie Wildniß sehnte. Nur die Aussicht auf ein Kriegsleben winkte mir verlockend, denn als Gardeofficier im Frieden hätte ich zu Kaiser Nicolaus' Zeit in Petersburg nie und nimmermehr leben mögen. Lieber ein Ziegelfuhrmann in Californien, als eine solche glänzende Sclaverei.

Der Kaiser Nicolaus hatte die Gnade zu befehlen, daß ich vor meiner Abreise nach der Krim ihm persönlich vorgestellt werden solle, was sonst bei einem Subalternofficier fast niemals geschieht. Bevor ich zu dieser Audienz ging, ließ ich mich von einem ältern Officier noch genau mustern, ob auch jeder Knopf

gut geputzt und jedes Barthärchen ordonnanzmäßig geschnitten sei. Nachdem ich wohl an zwei Stunden in dem Vorzimmer gewartet hatte, ward ich endlich mit noch einigen anderen Officieren in einen großen Saal geführt, wo der Kaiser uns sehen wollte. Bald erschien dieser auch selbst, und sein strenger Blick musterte uns Alle mit einer Schärfe und Genauigkeit, wie solche der diensteifrigste preußische Hauptmann nicht haben kann, wenn er seine Compagnie vor der Aufstellung bei der Königsparade revidirt.

Ich habe gewiß niemals zu den eifrigen Bewunderern von Kaiser Nicolaus gehört, und besonders seit ich sein Wirken in Rußland selbst gesehen und mich davon genau unterrichtet habe, welche unermeßliche Nachtheile er sowohl seinem Volke, wie auch seinem Heere zugefügt hat, und wie sehr er dort fast von Allen gehaßt wurde, schwand der Nimbus, in dem er früher vor mir stand, noch immer mehr, allein eine majestätischere, unwillkürlich fast Ehrfurcht gebietende Persönlichkeit, wie er sie besaß, sah ich selten. Wahrlich, was sein Aeußeres anbetraf, so war er der geborene Herrscher, wie Europa keinen zweiten besaß. Seine Züge drückten eine große Strenge, zugleich aber auch eine unbeugsame Willenskraft aus, und daß er ein Monarch war, der sein Heer keine Schlacht von Bronzell schlagen ließ, und Alles, was er einmal begonnen hatte, nun auch ehrenvoll durchführte, konnte man ihm sogleich auf den ersten Blick ansehen. Wäre bei seiner Energie, seiner unermüdlichen Thätigkeit und strengen Rechtlichkeit auch eine wahre, geistige Größe, ein richtiges Erkennen seiner Zeit und ein Herz für die Wünsche seines Volkes bei ihm vereinigt gewesen, wahrlich, Kaiser Nicolaus hätte das für seine Russen werden können, was Friedrich der Große für uns Preußen in so reicher Weise gewesen ist. So aber fehlten letztere Eigenschaften ihm gänzlich, und da dies der Fall, so konnte seine Regierung keine segensreiche für sein weites Reich genannt

7*

werden. Er hat sein vorwärts strebendes Volk um mehrere Decennien in seinen Culturbestrebungen aufgehalten, seine brave, muthige Armee durch die von ihm befohlene mechanische Dressur unfähig zum Siege gemacht, und ist überall, nicht nur in seinem Reiche, sondern so weit in ganz Europa sein gewichtiger Einfluß reichte, der schroffsten Tyrannei eine kräftige Stütze gewesen; dies ist das ganze Wirken seiner mehr als 25jährigen Regierung.

Meine Thränen flossen bei seinem Scheiden, und das Gefühl, als seien sie jetzt von einem schweren Alpdruck erlöst, durchzuckte alle seine Unterthanen bei der Nachricht seines Todes. Von dem Wirken seiner Regierung ist schon jetzt nicht mehr Vieles in Rußland geblieben, so schnell beeiferte man sich nach seinem Tode, Alles, was er geschaffen hatte, wieder zu zerstören. Wie ganz anders steht sein Nachfolger Kaiser Alexander II. da; welche unermeßlichen Segnungen hat er in der kurzen Zeit seiner bisherigen Regierung schon über sein weites Reich verbreitet; wie ist er durch die Aufhebung der Leibeigenschaft der Gründer einer neuen goldenen Periode für Rußland geworden, und mit welcher innigen Verehrung und dankbaren Liebe hängen aber auch dafür jetzt seine Russen an ihrem Herrscher!

Als der Kaiser Nicolaus bei dieser Audienz bei mir anlangte, da ich nach meinem niederen militärischen Grade als der Letzte am linken Flügel stand, sah er mich anfänglich scharf von oben bis unten an. Da ich wußte, daß ich vollkommen reglementsmäßig angezogen war, so ertrug ich diesen Blick ohne Scheu und erwiderte ihn eben so fest. Der Kaiser sagte nun in französischer Sprache: es sei ihm berichtet, daß ich längere Zeit in Californien mich aufgehalten und auch die weite Landreise von dort durch die Prairien bis an den Mississippi gemacht habe. Ich antwortete ebenfalls schnell und bestimmt in französischer Sprache, und dies schien ihm zu gefallen. Er

richtete nun noch einige weitere Fragen an mich und sagte dann mit gnädigem Kopfnicken: „Ich liebe tüchtige, auch körperlich abgehärtete Officiere, die schon etwas durchgemacht haben. Sie werden bei meinem Heere in der Krim schon Gelegenheit zur Thätigkeit finden, und ich werde mich freuen, wenn ich Günstiges über Ihr Benehmen höre."

Nach dem Urtheil Aller war ein derartiges herablassendes Benehmen des Kaisers gegen einen Subalternofficier ein ganz ungewöhnliches Ereigniß, und ich konnte wirklich stolz darauf sein. Besonders mein Verwandter, dem ich jedes Wort genau mittheilen mußte, war ganz entzückt.

In Begleitung eines Adjutanten, der Befehle nach Sebastopol bringen mußte, fuhr ich Ende Juli aus St. Petersburg dahin ab. Unsere Reise war ungemein eilig; mit schnellen Courierpferden fuhren wir Tag und Nacht fort, und hielten uns nur in Moskau vierundzwanzig Stunden auf, weil mein Begleiter dort noch auf neue Nachrichten über Truppenmärsche, welche er nach Sebastopol melden sollte, warten mußte. Ich lief während dieser kleinen Rast viel in Moskau umher, um wenigstens einen allgemeinen Ueberblick von dieser alten Hauptstadt des Czarenreichs zu gewinnen. Es gefiel mir hier Alles ungleich besser als in St. Petersburg, und die ganze Charakteristik der Stadt hatte viel mehr Natürliches, Nationales und Historisches. Man sah, daß man sich jetzt in Rußlands natürlicher Hauptstadt, nicht aber in der künstlichen, wie Petersburg es war, befinde.

Wenn man mit einem schnellen Dreigespann unermüdlicher Postpferde ohne Ruh' und Rast durch ein Land jagt, verhindert sowohl die schnelle Reise, wie auch die zuletzt, selbst bei dem kräftigsten Körper, dadurch hervorgerufene physische wie geistige Abspannung jede genaue Beobachtung der Zustände und Sitten des Volkes. Nur die übergroße Höflichkeit, ja, ich möchte

sagen sclavische Unterwürfigkeit der unteren Stände gegen alle Höhergestellte, und die rauhe Rücksichtslosigkeit, mit welcher Letztere wieder nur zu häufig ihre Untergebenen behandelten, fiel mir, der ich so eben erst aus Amerika gekommen war, besonders auf. So war der Adjutant, mit dem ich reiste, ein sehr liebenswürdiger, gebildeter Officier, der sich gegen mich stets mit der wahrhaft freundlichsten Kameradschaft benahm, die russischen Postmeister, zumal aber die armen, weidlich gequälten Postknechte, so grob und rücksichtslos behandelte, wie ich dies selbst in Brasilien kaum von den Plantagenbesitzern gegen ihre Negersclaven gesehen hatte. Und welche guten, lustigen, stets unermüdlich thätigen und dabei für die kleinste Gabe dankbaren Burschen waren doch diese russischen Postknechte! Eine zweite Beobachtung, welche sich mir unwillkürlich aufdrängte, war, daß die weite Ausdehnung des Reichs auch seine Vertheidigung ungemein erschweren müsse. Bevor ein Bataillon nur von Moskau nach der Krim marschirte, mußten ja Monate vergehen, und die Truppen auf diesen weiten Märschen durch theilweise unwirthbare Gegenden ungemein leiden, wie dies leider im Winter von 1854 auf 1855 auch nur zu sehr geschehen ist, wo viele Truppentheile, die in Eilmärschen nach Sebastopol geschickt wurden, kaum mit dem dritten Theil der Mannschaften, mit welchen sie ausmarschirt waren, dort anlangten.

Wenn je ein Land die Anlage von Eisenbahnen wünschenswerth machte, so war dies Rußland. Da Holz, Eisen, Arbeitslohn und vor Allem das Terrain dort sehr wohlfeil sind, und auch der größtentheils flache Boden weiter keine Schwierigkeiten darbietet, so war dazu die Anlage von Eisenbahnlinien leichter und billiger als in irgend einem andern europäischen Staate zu beschaffen. Wenn Rußland die nordamerikanischen Freistaaten gewesen wäre, welche große Massen

von Bahnlinien hätten es schon längst nach allen Seiten durchkreuzt gehabt! Hier aber war erst ein Anfang durch die Errichtung der Linie von Petersburg nach Moskau gemacht worden, denn der Kaiser Nicolaus liebte die Eisenbahnen, als eine Erfindung unserer Neuzeit, nicht sonderlich, und gestattete nur widerstrebend ihre Anlage in seinem Reiche. Und doch hätte eine Bahnlinie von Moskau nach der Krim es den Franzosen und Engländern ganz unmöglich gemacht, jemals Sebastopol zu erobern, und durch diese Bahn wäre das ganze Schicksal des Krieges ein völlig anderes geworden. Aber für unnütze Sachen hat der Kaiser Nicolaus gar viele Millionen ausgegeben, während er für die wahren Bedürfnisse seines Landes selten Gelder bewilligte. Wie sehr Alles in Rußland noch zurück war, welche ungeheueren Kräfte hier noch völlig ungenutzt brachlagen, und welche Verbesserungen in allen Verhältnissen dringend erforderlich waren, konnte man selbst auf dieser flüchtigen Reise schon erkennen. Welche glänzende Rolle wird aber dereinst Rußland noch in Europa einnehmen, wenn die Reorganisation des ganzen Reiches, zu welcher der Kaiser Alexander II. jetzt durch die Aufhebung der Leibeigenschaft den ersten wichtigsten, aber auch bei Weitem schwierigsten Anfang in so hochherzigem Geiste gemacht hat, erst glücklich durchgeführt sein wird!

Trotz der großen Liebenswürdigkeit meines Reisegefährten und der vielen freundlichen Aufmerksamkeiten, welche er fortwährend gegen mich zeigte, war ich doch sehr erfreut, als wir endlich in Sebastopol, dem Ziel unserer langen Fahrt, anlangten. Ich will bei Weitem lieber einige Monate durch die Prairien von Amerika reiten, als in einer Kibitke eine Courierreise von Moskau nach Sebastopol unternehmen. Nachdem ich mich erst etwas erholt, und vor Allem den dichten schwarzen Steppenstaub, der uns bei unserer Fahrt Gesicht und Körper mit einer fast undurchdringlichen Kruste überzogen hatte, durch ein

unbeschreiblich wohlthuendes Bad im Meerwasser des Hafens entfernt hatte, meldete ich mich bei dem Fürsten Mentschikoff, dem commandirenden General der Krimarmee. Einen so unfreundlichen, hochmüthigen Empfang, wie er mir dort zu Theil ward, hatte ich nicht vermuthet, und mit einem sehr bittern Gefühl im Herzen kehrte ich von dieser Meldung zurück. Der Admiral Fürst Mentschikoff war der ächte Repräsentant eines vornehmen russischen Großen. Er war stolz fast bis zur Lächerlichkeit, hielt sich selbst für ungleich besser als alle anderen Menschen, und behandelte solche mit verächtlicher Gleichgültigkeit. Dabei hegte er eine ganz unverhehlte Abneigung gegen alle Ausländer, und besonders nun gar gegen die Deutschen. Schon die vielen in der russischen Armee dienenden kurländischen, lievländischen und estländischen Officiere waren ihm höchst unangenehm, und hätte es allein von seinem Willen abgehangen, so wären alle Officiere seines Stabes, ja wo möglich seiner ganzen Armee, nur geborene Nationalrussen mit ächt russischen Namen gewesen. Seine Abneigung gegen alle Deutschen gab er auch dadurch zu erkennen, daß er sich ihre Namen niemals merken mochte, und wenn er solche aussprach, sie, ich glaube absichtlich, auf das Gräßlichste verstümmelte.

Als Feldherr war der Fürst Mentschikoff nur höchst mittelmäßig, hatte früher niemals mit Landtruppen manövrirt, besaß keine Spur von strategischem Talent, und konnte auch nicht die allergeringste tactische Bewegung ausführen. Es war einer der vielen Mißgriffe, deren sich der Kaiser Nicolaus schuldig machte, daß er einem solchen Mann das Obercommando der Krimarmee übertrug. Schon das Selbstgefühl der Landtruppen ward ungemein dadurch verletzt, daß jetzt ein Admiral der Flotte ihr Oberanführer ward.

Bei seinen vielen schlechten Eigenschaften besaß übrigens der

Fürst Mentschikoff auch einige gute. So war er persönlich sehr muthig, trotzte unerschrocken allen Gefahren, und zeigte stets große Kaltblütigkeit und Selbstbeherrschung. Auch besaß er eine starke Zähigkeit und Ausdauer, ließ sich von seinen einmal gefaßten Entschlüssen so leicht durch kein Hinderniß abbringen, und bot allen Gefahren dabei kühn Trotz. So hat er an der muthigen und ausdauernden Vertheidigung von Sebastopol ganz entschieden sehr großes Verdienst, wie er denn in vieler Hinsicht für eine belagerte Festung als ein sehr geeigneter Commandant sich zeigte. Gegen die Soldaten war der Fürst stolz und abstoßend, behandelte sie mit wegwerfendem Hochmuth, sorgte dabei aber mit vielem Eifer für ihre möglichst gute materielle Verpflegung. Er selbst war ohne pecuniären Eigennutz, persönlich streng rechtlich, und verfolgte, freilich ohne vielen Erfolg, die in der russischen Armee leider nur zu üblichen Betrügereien und Unterschleife aller Art, durch welche sich gewissenlose Schurken auf Kosten der armen, gemißhandelten und nur zu kärglich verpflegten Soldaten zu bereichern suchten, auf das Strengste. In dieser Hinsicht hat er wiederholt sehr strenge Exempel selbst an schurkischen Obersten statuirt, und war daher auch von Allen, die kein gutes Gewissen hatten, ungemein gefürchtet. Doch was half es, einen Schurken bestrafte er, oder cassirte ihn, und zehn andere schlüpften ungestraft hindurch, denn die Despotie des Kaisers Nicolaus, der jeden Mannessinn aus seinem Officiercorps verbannt wissen wollte, und dadurch auch nur zu oft jede Mannesehre entfernte, hatte in dieser Hinsicht eine Corruption erzeugt, die ein Mann sicherlich nicht auszurotten vermochte. Es war mehr als ein Augiasstall hierin auszuleeren, und mehr als herkulische Kräfte hätten hierzu gehört. Nur die Zeit und eine freiere, die Würde jedes Mannes ehrende und dadurch seinen rechtlichen und ritterlichen Sinn hebende Behandlung vermögen allmählich diese Corruption zu zerstören. Vom

Kaiser Alexander ist hierin schon ein sehr kräftiger Anfang gemacht worden; und wie sein Land, so hat sich auch sein Heer in den Jahren seit seinem Regierungsantritt ungemein gehoben. Ein ganz anderer Geist herrscht jetzt schon im Officiercorps der russischen Armee, als es unter Kaiser Nicolaus der Fall war, und einer ungleich menschlicheren, ihr Ehrgefühl hebenden Behandlung dürfen sich die russischen Soldaten nunmehr erfreuen. Möge der jetzige Kaiser nur hierin fortfahren; er verstärkt dadurch die Wehrkraft seines Heeres ungleich mehr, als wenn er noch so viele Parademärsche einüben läßt.

Fünftes Kapitel.

Einreihung als Adjutant bei einer Infanterie-Division. Mein Chef. Landung der englisch-französischen Landarmee in der Krim. Erwartungen. Ein Vorpostengefecht mit den Engländern. Unsere Aufstellung auf den Höhen hinter der Alma. Umfassender Ueberblick des feindlichen Aufmarsches. Schnelligkeit der Franzosen und Unbehülflichkeit der Engländer. Beginn des Kampfes. Verlust eines Pferdes. Heftiges Gefecht mit den englischen Garden und den Hochschotten. Große Verluste und langsamer Rückzug. Bivouak nach der Schlacht. Unverantwortliche Unthätigkeit der feindlichen Armee. Unser Einmarsch in Sebastopol. Umfassende Anstalten zur Vertheidigung. Beginn der Belagerung.

Der Fürst Mentschikoff hatte bei seiner großen Abneigung gegen alle Fremde keine Neigung gehabt, mich in seinem Stabe zu verwenden, und ließ mich vorläufig als Adjutant einer unweit Sebastopol stehenden Infanterie-Division zutheilen. Es war mir dies in mancher Hinsicht sehr erwünscht, denn sein hochmüthiges Benehmen hatte einen so üblen Eindruck auf mich gemacht, daß ich mich freute, wenn ich nur möglichst wenig, oder lieber gar nicht mehr mit ihm in Berührung zu

kommen brauchte. Mein jetziger Befehlshaber, bei dem ich mich alsbald meldete, war ein guter, braver Mann, ein tapferer Haudegen und ein sehr humaner Commandeur. Große Feldherrntalente besaß er freilich nicht, und ein nur etwas verwickeltes Manöver auszuführen war er nicht im Stande, konnte hingegen eine Parade vortrefflich commandiren. In dieser Hinsicht war er ein würdiger Schüler vom Kaiser Nicolaus, der auch jedesmal, wenn er bei einem Feldmanöver nur 10,000 Mann commandiren wollte, die allergräulichste Confusion angerichtet hat.

Ich ward von meinem neuen Chef ganz artig aufgenommen, und als ich ihm später noch ein Empfehlungsschreiben meines Verwandten in St. Petersburg brachte, stieg ich noch mehr in seiner Gunst. Auch die übrigen Officiere des Divisionsstabes, mit denen ich vorzugsweise in eine nähere Berührung kam, empfingen mich mit vieler Freundlichkeit und bewiesen sich, mit Ausnahme eines Majors, der bald mein erklärter Feind wurde, so lange ich mit ihnen zusammen war, stets als ächte und treue Kameraden. In dieser Hinsicht konnte ich also nicht klagen, sondern mußte das Geschick, welches mich gerade zu dieser Division geführt hatte, dankbar erkennen. Mit zwei meiner damaligen Kameraden schloß ich bald einen engern Freundschaftsbund. Der Eine von ihnen war ein kurländischer Edelmann, der jetzt als Rittmeister bei den Husaren diente. Er war einer der liebenswürdigsten, gewandtesten, ritterlichsten und in jeder Hinsicht tüchtigsten Officiere, die mir jemals vorgekommen sind, und mit gleichen körperlichen wie geistigen Vorzügen begabt. Obgleich er oft in wahrhafter Tollkühnheit sich bei jeder Gelegenheit allen Gefahren aussetzte, ward er doch während des ganzen Feldzuges niemals verwundet. Schon war der Friede geschlossen, unsere Division aufgelöst, und er wollte in Urlaub zu seinen Eltern, die er in fünf Jahren nicht mehr gesehen

hatte, heimreisen, da erkrankte er am Lazarethtyphus und war in wenigen Stunden eine Leiche. — Mein anderer Freund war ein junger russischer Fürst, der früher bei der Garde gestanden hatte. Hier muß er ein sehr zärtliches Verhältniß mit einer schönen Hofdame der Kaiserin gehabt haben, bis er plötzlich einen sehr mächtigen Nebenbuhler, mit dem er freilich nicht rivalisiren konnte, erhielt. Was nun eigentlich dabei weiter vorgefallen ist, weiß ich nicht bestimmt, man erzählte mir jedoch, der junge Officier habe seinen Nebenbuhler einmal bei einem heimlichen Rendez-vous mit der schönen Hofdame überrascht, und dafür am andern Morgen seine Versetzung als Hauptmann zu einem in der Krim garnisonirenden Linienregiment, mit dem strengen Befehl, schon in der nächsten Stunde dahin abzureisen, erhalten. So ein mächtiger Nebenbuhler war damals in Rußland eine sehr gefährliche Sache. Ich weiß nicht, war es die Treulosigkeit seiner Geliebten, oder eine andere Ursache, die den jungen Fürsten trotz seiner 25 Jahre und seines großen Vermögens so entschieden schwermüthig machte. Er schloß sich von den übrigen Officieren ganz ab und war auch gegen mich anfänglich sehr schweigsam, was mich oft peinlich berührte, da wir gewöhnlich Zeltkameraden waren. Nach und nach gelang es mir aber, sein Zutrauen zu erwerben, und wir wurden und blieben sehr gute Freunde, bis an einem der letzten Tage der Belagerung von Sebastopol ihm eine Kanonenkugel fast unmittelbar an meiner Seite den Kopf wegriß. Auf seiner Brust fand ich an einer dünnen Goldkette das schön gemalte Miniaturportrait einer sehr hübschen Dame in der reichen russischen Nationaltracht, welche die Hofdamen der Kaiserin bei besonderen Galagelegenheiten tragen. Ich sandte dieses Portrait nebst der übrigen Verlassenschaft an den Bruder des Erschossenen.

Meine erste Sorge als Divisionsadjutant mußte nun sein, mir zwei Pferde und eine Feldeinrichtung anzuschaffen. Der

Zufall begünstigte mich darin, daß es mir gelang, zwei tüchtige Reitpferde von der verbesserten Steppenrace und die sonstige Feldeinrichtung eines am Lazarethfieber gestorbenen Officiers für einen verhältnißmäßig billigen Preis zu kaufen. Als Diener erhielt ich einen Soldaten, einen geborenen Polen, zugewiesen. Er war treu, gewandt, willig, abgehärtet, kurz ein in jeder Hinsicht vortrefflicher Bedienter, hatte aber den großen Fehler, daß er sich stets betrank, wenn es ihm nur irgendwie gelang, sich Branntwein zu verschaffen. Keine Ermahnungen, Bitten, Vorstellungen, ja selbst strenge körperliche Züchtigungen, zu denen ich zwar nothgedrungen, aber höchst ungern meine Zuflucht nahm, halfen hiergegen. Solche ganz unverbesserliche Säufer findet man übrigens unter den polnischen wie russischen Soldaten ziemlich häufig.

Als ich in der Krim anlangte, war es noch immer nicht entschieden, ob das vereinte englisch-französische Heer daselbst eine Landung versuchen würde. Man sprach zwar in den verschiedensten Kreisen davon, daß dieses bestimmt schon in nächster Zeit geschehen würde, allein das waren nur leere Muthmaßungen, und etwas Bestimmtes wußte Niemand. Geschah wirklich die Landung mit einer bedeutenden Truppenmacht, so war Sebastopol sehr gefährdet, darüber konnte sich kein Einsichtsvoller täuschen, die Festung war zwar von der Seeseite sehr stark, von der Landseite aber äußerst schwach mit Vertheidigungswerken versehen, da man bei ihrer Anlage an die Möglichkeit eines Landangriffs niemals gedacht hatte. Zwar versuchte man jetzt in der Eile noch verschiedene Landwerke anzulegen, ob dieses aber gelingen würde, bevor ein Angriff der Verbündeten erfolgte, schien mehr als zweifelhaft zu sein. Daß man in der Person des einfachen, bescheidenen, jedoch, weil er kein Paradesoldat war, vom Kaiser Nicolaus stets zurückgesetzten Hauptmanns Todtleben ein fortificatorisches Genie ersten

Ranges besaß, der sich später so unermeßliches, nie genug zu würdigendes Verdienst um die Vertheidigung von Sebastopol erwarb, ahnte damals freilich noch Niemand.

Auch die Truppenzahl in der Krim, über welche der Fürst Mentschikoff verfügen konnte, betrug damals nur an 42,000 Mann Landtruppen und 8—9000 Mann Seesoldaten und Matrosen der Flotte des schwarzen Meeres. Hierunter befanden sich aber noch an 7—8000 Mann der Reservebataillone, welche in der russischen Armee gewöhnlich die wenigst tüchtigen Soldaten und Officiere zu erhalten pflegen, und mehrere Batterien der sogenannten Kosakenartillerie, deren artilleristische Geschicklichkeit auch nur auf einer ziemlich niedrigen Stufe steht. Bei der weiten Entfernung der Krim und dem Mangel an allen Eisenbahnen und Chausseen konnte eine Truppensendung aus dem Innern des Reiches dazu nur sehr langsam und mit großen Verlusten während des beschwerlichen Marsches geschehen. Dazu kam, daß Rußland wegen der mehr als zweideutigen Haltung Oesterreichs, das zum Danke dafür, daß der Kaiser Nicolaus es 1849 in Ungarn vom Untergange gerettet hatte, jetzt um den Beifall des Kaisers Napoleon buhlte, auch seine Grenze gegen diesen Staat stark besetzen mußte.

Als eine Kosakenpatrouille daher die erste sichere Nachricht brachte, daß das englisch-französische Landheer mit einigen 60,000 Mann wirklich bei Eupatoria gelandet sei, erregte diese Botschaft anfänglich große Bestürzung. Man fürchtete sehr, Sebastopol würde kaum auf längere Zeit Widerstand zu leisten vermögen, und das Vertrauen, mit welchem viele Officiere in den Kampf zogen, war gerade kein sonderlich großes. Die Soldaten waren jedoch ruhig und gefaßt, und von der festen Disciplin der russischen Armee erhielt ich bei dieser Gelegenheit die ersten vortrefflichen Beweise. Der Kaiser hatte befohlen, daß man sich mit den Feinden schlagen solle; also mußte dies nun auch unter allen Um-

ständen geschehen, über den Ausgang machten die wenigsten Soldaten sich irgend wie nur eine Sorge. Auch hatte dieser Krieg für die strenggläubigen Nationalrussen einen religiösen Charakter; man hatte ihnen durch die Popen die Ueberzeugung beigebracht, die Fremden, Franzosen und Engländer, wollten die griechische Kirche vernichten und seien deshalb mit den ungläubigen Türken in ein festes Bündniß getreten. Gerade dieser religiöse Glaube trug aber nicht wenig dazu bei, die Kampfestüchtigkeit der Soldaten zu vermehren und ihre Widerstandskraft zu verstärken.

Es wäre ungerecht, wollte man dem Fürsten Mentschikoff das Verdienst bestreiten, daß er sich in dieser schwierigen Lage nicht sehr gefaßt und ruhig benommen hätte. Er that, was er unter diesen Umständen irgend thun konnte, und beschloß eine feste Stellung hinter der Alma einzunehmen, um auf diese Weise den Weitermarsch der feindlichen Truppen nach Sebastopol zu verhindern.

Die Position, welche wir einnahmen, war sehr fest, und bevor die Feinde uns aus ihr verdrängten, mußten sie unter allen Umständen schwere Verluste erleiden. Diese Ueberzeugung gewannen alle urtheilsfähigen Officiere sehr bald, und wir erhielten dadurch ein sehr freudiges Bewußtsein.

Am Nachmittage des 18. September ritt ich mit noch einem halben Dutzend Generalstabsofficieren zur Recognoscirung aus. Ungefähr fünfzig Kosaken vom einundsechzigsten donischen Kosakenregiment bildeten unsere Escorte. Wir waren kaum eine Viertelstunde geritten, da blitzten im Schein der hellen, klaren Septembersonne die rothen Uniformen und hellglänzenden Musketen einer englischen Feldwache uns entgegen. So stand ich denn nun endlich wieder einem Feinde gegenüber, und zwar diesen so übermüthigen, schon durch ihre äußere rothe Uniform

mich so lebhaft an die bitter gehaßten Dänen erinnernden Engländern. Von jeher war mir diese insolente, krämerhafte, gegen schwächere Feinde stets so übermüthige englische Politik tödtlich verhaßt gewesen, ich hegte einen inneren Widerwillen gegen alle Engländer, und es war stets mein heißester Wunsch gewesen, ihnen mit den Waffen in der Hand gegenüberstehen zu dürfen. Unwillkürlich fast jauchzte ich vor Freude laut auf, als ich diese Feldwache erblickte, und wäre es nach meinem Willen gegangen, so wären wir im vollen Lauf unserer Rosse auf sie eingesprengt. Unsere Kosaken vergnügten sich jetzt, bis auf 6—700 Schritte gegen diese engliche Feldwache vorzujagen, und sie von dort aus durch allerlei verächtliche Geberden zu verhöhnen oder in übermüthiger Laune ihre Reiterkunststücke zu machen. Wir Officiere blieben wohl an 50—60 Schritte hinter den Kosaken ruhig halten, und bemühten uns, die Gegend genau zu recognosciren. Ich selbst war von meinem Roß abgestiegen und zeichnete einen leichten Entwurf der ganzen feindlichen Aufstellung. Das Anrasseln einer halben Schwadron englischer Dragoner störte mich plötzlich in meiner Arbeit. Ich hatte kaum noch Zeit, mich in den Sattel meines Falben zu schwingen, als schon die Kosaken in vollem Galopp an mir vorbeisprengten, hinter ihnen her die englischen Dragoner auf ihren großen, starken, jetzt aber schon etwas steif gewordenen und dabei sehr hartmäuligen und unlenksamen Halbblutpferden. Nun, mein Falbe war rasch und gewandt, und ich konnte sicher sein, daß die Feinde mich nicht einzuholen vermochten. Bei ihrem ungestümen Anritt waren einigen englischen Dragonern ihre Pferde durchgegangen, und sie jagten mitten zwischen uns hinein, nachdem der übrige Haufen schon längst Halt gemacht hatte, da der ihn commandirende Officier wohl befürchten mußte, daß wir ihn in einen Hinterhalt verlocken wollten.

Es war ein Leichtes, diese versprengten feindlichen Reiter gefangen zu nehmen, und die Kosaken schmunzelten sehr vergnüglich bei der guten Beute, welche sie an den starken Pferden und den sonstigen Sachen ihrer Gefangenen machten. Ein englischer Dragoner, ein großer, starker Mann, der sehr betrunken zu sein schien, wollte sich anfänglich gar nicht ergeben, vertheidigte sich äußerst muthig, und hielt mit seinem langen, schweren Pallasch die Kosaken, von denen er schon zwei verwundet hatte, stets in angemessener Entfernung. Es gelang mir jedoch, ihm die linke Seite abzugewinnen, und ich hieb nun die Zügel durch, wonach sein scheu gewordenes Roß einen jähen Reitersprung machte und den Reiter abwarf. Nach Kriegsgebrauch wäre wohl eigentlich das Pferd des Gefangenen mein Beuteantheil gewesen, doch überließ ich solches den Kosaken, die mir dafür stets sehr dankbar blieben und, wo sie nur konnten, allerlei kleine Gefälligkeiten zu erzeigen suchten.

Dieses kleine Gefecht hatte uns Alle sehr amüsirt, und in fröhlicher Stimmung langten wir am Abend wieder in unserem Lager an, um uns durch einen festen, gesunden Schlaf für die Anstrengungen der am morgenden Tage mit ziemlicher Gewißheit zu erwartenden Schlacht zu stärken. Für gar viele Officiere und Soldaten sollte dieser Schlaf der letzte ihres Lebens sein, denn die Verluste, welche wir in der Schlacht an der Alma erlitten, waren sehr groß.

Am 19. September rückte zuerst die englische Cavallerie gegen unsere Vorposten vor und warf diese zurück, worauf von unserer Seite Husaren und Kosaken die Engländer zurückdrängten. Gegen Erwarten kam es außer diesen kleinen Scharmützeln an diesem Tage aber zu keinen weiteren Gefechten.

Die Infanteriedivision, bei der ich stand, war in zwei Brigaden vertheilt, und ich erhielt den Befehl, bei den beiden Infanterieregimentern Großfürst Michael und Uglitz zu bleiben,

um von ihnen etwaige Aufträge an den Stab zu überbringen. Wir formirten in dem Centrum unserer Aufstellung das erste Treffen, während die beiden anderen Regimenter unserer Division Wladimir und Susdal das zweite Treffen formirten.

Es war ein klarer, heiterer Septembermorgen, als gegen sechs Uhr früh die feindlichen Truppen in Bewegung kamen. Wir ritten bis gegen den Rand des Hochplateaus, auf dem wir standen, vor, und konnten mit unseren Ferngläsern von hier aus ganz deutlich die feindlichen Aufstellungen auf der zu unseren Füßen liegenden Ebene überblicken. Es war dies ein wunderhübsches militärisches Schauspiel, wie ich solches auch nicht einmal annähernd jemals wieder gesehen habe. Die große Verschiedenheit der gegen uns kämpfenden beiden feindlichen Heere konnten wir jetzt so recht erkennen. Wie die Ameisen so schnell und behende und in scheinbarer Unordnung, doch sehr bestimmt ihr Ziel verfolgend, liefen die kleinen, rothhosigen Franzosen durcheinander und hatten mit überraschender Schnelligkeit ihre Angriffscolonnen formirt. Die uns völlig neue Erscheinung der Zuaven interessirte uns sehr. Wir hielten solche anfänglich ihrer orientalischen Kleidung nach für Türken, konnten daher nicht begreifen, daß die Franzosen ihnen gerade die gefährlichsten Stellen in ihrer Schlachtordnung übertragen hatten, und freuten uns schon, mit solchen Gegnern ein leichtes Spiel zu haben. Gar bald sollten wir aber eines Andern belehrt werden, denn gerade diese Zuaven waren nebst den Chasseurs de Vincennes unbedingt die gefährlichsten Gegner, welche wir während dieser ganzen Belagerung von Sebastopol hatten. Gegen ihr stark ausgebildetes Selbstvertrauen und ihre katzenartige Gewandtheit konnten die armen unbehülflichen russischen Soldaten, denen man es angelernt hatte, bei jeder Bewegung immer zuerst auf ihre Officiere zu blicken, freilich nicht ankommen.

Ungemein schwerfällig und langsam entwickelten sich an die-

sem Morgen die rothröckigen Engländer mit ihrem breiten, kreuzweis über der Brust getragenen Lederzeug. Man konnte jetzt schon erkennen, wie militärisch schlecht ausgebildet und wie wenig manövrirfähig die englischen Landtruppen sich zeigten, und daß sie in dieser Hinsicht den Russen auch nicht im Allermindesten überlegen waren. Bevor nur ein englisches Regiment aufmarschirt war, hatte sich sicherlich auch schon eine ganze französische Division formirt.

Von unserer Höhe herab konnten wir auch sehr deutlich bemerken, daß die Franzosen, die schon gegen sieben Uhr mit ihrer Aufstellung fertig waren, noch auf die Engländer, die kaum damit angefangen hatten, warten mußten. Adjutanten über Adjutanten flogen hin und her, und es war ein äußerst lebhaftes Bild, was sich jetzt vor unseren Augen entwickelte. Endlich gegen acht Uhr Morgens konnten die feurigen Franzosen ihre Ungeduld nicht länger bezähmen, und begannen den Angriff gegen unsern linken Flügel. Jetzt eröffneten auch die englischen und französischen Kriegsdampfer, die sich auf dem Meere, unfern vom Vorgebirge Leckull, vor Anker gelegt hatten, aus ihren schweren Geschützen ein heftiges Feuer auf unsere auf dem Hochplateau aufgestellten Truppen. Anfänglich zerplatzten die Bomben, welche sie meistens warfen, ziemlich wirkungslos, als sie aber erst ihre Stellung verändert und sich mehr dem Ufer genähert hatten, richteten sie großen Schaden unter unserer Reserve an. Besonders das brave Infanterieregiment Moskau verlor einige Hundert Mann durch diese von den Schiffen in seine Reihen geschleuderten Geschosse, ohne sich nur im Mindesten dagegen vertheidigen zu können. Solch schweres Geschützfeuer vertheidigungslos und doch ruhig aushalten zu müssen, ist für alle Truppen stets eine sehr harte Probe, aber gerade hierbei zeigt sich die feste Disciplin der russischen Armee immer in der glänzendsten Weise.

Nach ihrer Gewohnheit ließen die Franzosen eine dichte Ti-

railleurkette von Zuaven und Chasseurs ihren Angriffscolonnen vorgehen, und bald erscholl überall ein heftiges Feuer. Die unübertreffliche Gewandtheit der einzelnen Soldaten, ihr schnelles Benutzen des Terrains und das große Selbstvertrauen der Franzosen konnten wir von unserm Standpunkte aus sehr deutlich bemerken. Wie die Katzen so schnell und sicher hatten die Zuaven eine hohe, bisher für unübersteiglich gehaltene steile Bergwand erklettert, und standen plötzlich, bevor man es erwarten durfte, schon auf dem Rande des Plateaus. „Gegen diese Burschen werden unsere armen Soldaten, denen wir die Steifheit noch dazu künstlich einlernen mußten, ein hartes Kämpfen haben, und ich fürchte, daß sie zuletzt darin unterliegen müssen. Ich wünschte nur, unser großer Exerciermeister, der Kaiser Nicolaus, hätte diesen Angriff der Zuaven und Chasseurs mit angesehen, er würde dann vielleicht erkennen, worin die wahre Ausbildung des Soldaten für den Krieg besteht," sagte kopfschüttelnd ein alter russischer Oberst zu mir, nachdem er mit großem Interesse diesen Angriff der französischen Tirailleurs mit angesehen hatte. Einige Stunden später war er schon eine Leiche.

Gegen halb elf Uhr begannen nun auch die Engländer gegen unser Centrum vorzurücken, und somit kam ich selbst in Thätigkeit, während ich bisher nur ein Zuschauer der Kämpfe gewesen war. Zwar sehr unbehülflich und langsam, aber mit dem festen, hartnäckigen Muth, den man ihnen nicht absprechen kann, rückten die englischen Bataillone, gefolgt von ihrer vortrefflich bespannten Feldartillerie, gegen uns vor. Bald kam es zu einem heftigen gegenseitigen Geschütz- und Gewehrfeuer, und unsere beiden im ersten Treffen aufgestellten Regimenter verloren viele Leute. Eine Musketenkugel hatte gleich im Anfang des Gefechts den braunen Hengst, den ich heute ritt, so stark am Halse verwundet, daß das Thier zusammenstürzte. Einige Zeit war ich ohne Pferd, dann gelang es mir, das scheugewordene Roß eines eng-

lischen Officiers, der gefallen sein mußte, einzufangen und mich somit wieder beritten zu machen. Es war ein großer Brauner englischer Race, der im Handel vielleicht ganz werthvoll sein mochte, für ein Soldatenpferd in der Krim aber nicht recht paßte, daher ich ihn später wieder gegen ein Steppenpferd vertauschte. In den Pistolenhalftern am Sattel fand ich ein Paar sehr schöne damascirte Doppelpistolen, welche mir schon vielfache Dienste geleistet haben und die ich auch noch jetzt besitze.

Immer mehr englische Bataillone warfen sich nun mit ungestümer Gewalt gegen unser Centrum. Auch eine englische Gardebrigade, an ihren hohen Bärenmützen erkennbar, und ein hochschottisches Regiment, dessen Soldaten keine Hosen trugen, worüber unsere gemeinen Russen mitten im Kampfe in ein lautes Gelächter ausbrachen, rückten nun vor. Wir verloren ungemein viele Leute, allein unsere Soldaten hielten sich sehr wacker, und die oft gelichteten Glieder schlossen sich stets von Neuem wieder zusammen. Der General Fürst Gortschakoff, der hier das Centrum befehligte, zeigte große Kaltblütigkeit. Um einen letzten verzweifelten Versuch zu machen, befahl der Fürst Gortschakoff, daß die beiden Infanterieregimenter Großfürst Michael und Wladimir einen Bajonnetangriff auf die englischen Garden und Hochschotten, die uns jetzt gegenüberstanden, ausführen sollten. Anfänglich gingen die Truppen auch mit lautem Hurrah vor, allein die englischen Scharfschützen mit ihren trefflichen Büchsen zielten nur nach uns Officieren, und sowohl der Divisionsgeneral, die beiden Brigadegenerale, wie auch die Obersten und Bataillonscommandeure und noch viele andere Officiere wurden verwundet. Auch mir selbst riß eine feindliche Kugel das Portépée von meinem Degen fort. Die russischen Soldaten sind es so gewöhnt, ihren Officieren zu folgen, daß sie sogleich in Unordnung gerathen, wenn diese ihnen fehlen. So kam denn auch dieser Bajonnetangriff bald in's Stocken; unsere Ba-

taillone machten zuerst Halt und gingen dann langsam wieder zurück. Der Verlust, den wir erlitten hatten, war sehr groß, und allein im Wladimir'schen Regiment fehlten am Abend einige zwanzig Officiere und 1900 Mann, die theils getödtet, verwundet, oder gefangen genommen waren. Der Fürst Mentschikoff, welcher während dieser ganzen Schlacht große Kaltblütigkeit, wenn auch weiter kein sonderliches Geschick zeigte, befahl nun dem Fürsten Gortschakoff, mit dem Centrum den Rückzug anzutreten, da er befürchtete, sonst vielleicht von Sebastopol abgeschnitten zu werden. Die Brigade, bei welcher ich mich jetzt befand, hatte den Rückzug der Artillerie zu decken, und da sehr viele Artilleriepferde erschossen worden waren, so war dieses ein sehr schwieriges Geschäft. Viele von den Officieren gaben aber ihre Pferde zum Einspannen vor die Geschütze her, und auch meine Falbe mußte jetzt das Ziehen lernen. Auch viele Artilleristen und Infanteristen zogen und schoben die Kanonen mit fort, und so glückte es uns, alle bis auf zwei Stück, die demontirt waren, zu retten. Die Engländer waren selbst zu sehr durch die Schlacht mitgenommen und auch zu schwerfällig, um uns weiter zu verfolgen, sonst hätten wir bei diesem Rückzug noch bedeutende Verluste erleiden müssen. Merkwürdig unthätig blieb gleichfalls die englische Reiterei während dieser ganzen Schlacht; aber auch die beiden Husarenregimenter, welche wir bei uns hatten, zeichneten sich gerade nicht sonderlich aus.

Am Abend überschritten wir das Flüßchen Katscha und schlugen an deren anderem Ufer unsere Bivouaks auf, ohne von den Feinden nur im Mindesten beunruhigt zu werden. Ein Bivouak nach einer verlorenen Schlacht ist stets eine sehr unangenehme Sache; dieses hatte ich schon in Schleswig-Holstein zur Genüge erfahren, und erfuhr es auch hier wieder. Es war in unserm Lager Alles sehr traurig und niedergeschlagen. Der Verlust so sehr vieler Officiere trug viel dazu bei. Wo

man nach Bekannten fragte, da hörte man nur zu häufig: „Ist gefallen," oder: „Befindet sich unter den Händen des Doctors." Auch die Soldaten waren sehr mißgestimmt, wozu besonders das Gefühl beitrug, daß die Feinde ungleich besser bewaffnet seien, als sie selbst es waren, und es daher stets einen ungleichen Kampf geben würde. Die erbeuteten Flinten und Büchsen, namentlich der Engländer, gingen häufig im Kreise der Soldaten herum und wurden von ihnen bewundert. „Ja, hätten wir solche Gewehre und solches Pulver, dann wäre es keine Kunst zu siegen und wir würden bald alle Feinde wieder in das Meer hineingetrieben haben; was sollen wir aber dagegen mit diesen schlechten, nicht treffenden Flinten und diesem groben Pulver, das kaum losgeht," sagte mir ein alter, vielfach decorirter Unterofficier mit fast vor Wuth zitternder Stimme. Der würdige Veteran hatte nur zu recht, denn hätte der Kaiser Nicolaus die ungeheuren Summen, welche er alljährlich für unnütze, ja oft geradezu schädliche Paradespielereien ausgab, für eine bessere Bewaffnung, Ausrüstung und Ernährung seiner armen Soldaten verwandt, so wäre die Schlagfertigkeit der russischen Armee noch ungleich größer gewesen, als es jetzt der Fall war.

Ohne von den Feinden nur im Mindesten verfolgt zu werden, konnten wir am andern Morgen ruhig weitermarschiren und über die Brücke bei Inkerman hinter der Tschernaja in die Südseite von Sebastopol einrücken. Diese ruhige Unthätigkeit der englisch-französischen Armee nach dem an der Alma erfochtenen Siege ist mir stets ein Räthsel geblieben und hat mir äußerst geringe Achtung vor den Feldherrntalenten ihrer Führer eingeflößt. Wenn auch die verbündeten Truppen in der Schlacht am 20. September reichlich eben so große Verluste als wir selbst erlitten hatten, so besaßen sie doch ein numerisches Uebergewicht von mindestens 30,000 Mann, und waren daher bei nur einiger Energie sehr gut im Stande, am andern Mor-

gen uns wieder anzugreifen und stets unmittelbar auf unseren Fersen zu bleiben. Wenn auch die Regimenter unseres rechten Flügels und der Reserve in der Alma-Schlacht so wenig gelitten hatten, daß sie vollkommen gefechtstüchtig blieben, so war dies bei sehr vielen anderen Truppentheilen entschieden nicht der Fall. Die Regimenter Minsk, Moskau, Volhynien, Großfürst Thronfolger, Großfürst Michael und Wladimir hatten so viele Soldaten und besonders auch Officiere verloren, daß sie erst wieder neu formirt werden mußten, um mit Erfolg in das Gefecht geführt werden zu können.

In Sebastopol selbst war aber nur eine äußerst schwache Garnison von vier Reservebataillonen nebst den Matrosen und Seesoldaten zurückgeblieben. Hätten uns nun die Verbündeten mit allem Nachdruck verfolgt, so unterliegt es kaum einem Zweifel, daß es ihnen möglich gewesen wäre, mit uns zugleich vor Sebastopol zu rücken und die damals noch schwach befestigte Stadt mit verhältnißmäßig geringen Verlusten zu erstürmen. Welche unermeßlichen Opfer wären ihnen aber durch die damalige Eroberung von Sebastopol erspart worden, und wie hart rächte sich später dieses Zaudern und Zögern!

Als ich nachher erfuhr, der Oberbefehlshaber der französischen Armee, der Marschall Arnaud, sei schon während der Almaschlacht tödtlich erkrankt gewesen und hätte bald nachher als ein Sterbender auf das Schiff gebracht werden müssen, war mir freilich die gänzliche Planlosigkeit und das ängstliche Schwanken in der Leitung der verbündeten Truppen erklärlich. Der englische Obergeneral, Lord Raglan, war zwar ein muthiger Mann, verstand aber von der Feldherrnkunst so viel, wie ich von der Geschichte der päpstlichen Heiligen, wie denn überhaupt die englische Landarmee nur selten einen nur einigermaßen tüchtigen Feldherrn gehabt hat.

Als wir in Sebastopol anlangten, fanden wir Alle, sowohl

Einwohner wie Soldaten in der größten Bestürzung. Es war ein trauriger Einmarsch, bei dem man wahrlich keine freudigen Gesichter sah. Besonders die Seeofficiere und Matrosen der Flotte waren ungemein von Schmerz und Zorn aufgeregt, denn der Fürst Mentschikoff hatte so eben den strengen Befehl ergehen lassen, daß ein Theil der Kriegsschiffe von der Besatzung verlassen und dann am Eingang des Hafens versenkt werden solle, um somit den täglich zu erwartenden Angriff der feindlichen Flotte zu erschweren. Wenn aber eine Schiffsbesatzung ihr Schiff aufgeben soll, so ist dies eben so, als wenn man einem Cavalerieregiment befiehlt, abzusitzen und die Pferde einer andern Truppe zu übergeben, oder einer Artilleriebatterie, ihre Geschütze der feindlichen Gewalt zu überlassen. Der Admiral Kornilof, der specielle Befehlshaber der Flotte des schwarzen Meeres, hatte den Plan vorgeschlagen, er wolle mit seinen Schiffen auslaufen und den Feinden auf der See ein Treffen liefern, damit die Flotte, wenn sie nun einmal der Vernichtung geweiht sein solle, wenigstens mit Ehren untergehe, allein dieser Entschluß war dem Fürsten Mentschikoff zu kühn und ritterlich, und er hatte dessen Genehmigung entschieden verweigert.

Als wir erst zwei Tage in Sebastopol waren und gegen alles Erwarten von den Verbündeten noch immer nicht angegriffen wurden, da fingen wir Alle an, neue Hoffnungen zu hegen. Hatten die Feinde bisher so planlos und ohne jegliche Energie gehandelt, so durfte man hoffen, daß dies auch noch für die Zukunft geschehen werde, und war dies der Fall, so war die Hoffnung eines langen Widerstandes noch immer nicht verschwunden.

Wir glaubten anfänglich, die Verbündeten würden die Festung von der Nordseite angreifen, was entschieden ihr schwächster Theil war, allein wider alle Erwartung geschah dies nicht, und sie marschirten auf die Südseite. Der Wunsch, mit ihrer Flotte

stets in naher Verbindung zu bleiben und den Hafen von Balaklava, das sie inzwischen besetzt hatten, zu benutzen, war ohne Zweifel der Grund hiervon. Vorsichtiger war freilich Letzteres gehandelt, kühner jedoch wäre der sofortige Angriff von der Nordseite gewesen, allein seit des Marschalls Arnaud's Tode war jede Kühnheit aus dem Lager der englisch-französischen Truppen verschwunden. Der General Canrobert, der jetzt die Franzosen befehligte, war nur ein Mann des ruhigen Abwartens, und hätte der Kaiser Napoleon ihn nicht zuletzt durch den energischen und rücksichtslosen Marschall Pelissier ersetzen lassen, ich glaube die Feinde hätten zehn Jahre vor Sebastopol liegen können, ohne es jemals zu erobern.

Ich war einige Tage nach unserem Einmarsch in die Festung mit mehreren anderen Officieren und einer halben Schwadron Kosaken auf eine weite Recognoscirung ausgeritten. Es dauerte lange, bevor wir die Feinde finden konnten; als wir aber entdeckten, daß sie ihren Marsch südwärts richteten und den Angriff auf die Nordseite aufgegeben hätten, da jubelte ein junger, sehr talentvoller Oberstlieutenant vom Generalstabe, der unser Führer war, laut auf und rief: „Wir sind gerettet, und nun will ich die höchste Wette eingehen, daß noch in sechs Monaten unsere stolze russische Fahne auf den Thürmen von Sebastopol wehet. Gott muß unsere Feinde wahrhaft mit Blindheit geschlagen haben.“

Unsere Kosaken fingen bei dieser Recognoscirung zwei Zuaven, die wahrscheinlich auf ihre eigene Hand herummarodirten, ein, wie dies nun einmal die Gewohnheit dieses zwar sehr tapfern und gewandten, aber dabei auch ungemein liederlichen und indisciplinirten Corps ist. Es interessirte uns Alle, diese Zuaven, deren Kühnheit und Gewandtheit wir an der Alma so sehr bewundert hatten, genauer kennen zu lernen, und wir ließen uns deshalb in ein näheres Gespräch mit den beiden

Gefangenen ein. Beide waren recht charakteristische Gestalten dieses seltsamen Corps. Der eine war ein alter, schon graubärtiger, kahlköpfiger Kriegsknecht, mit braungebranntem, verwettertem Gesicht, aus dem ein langer Schnauzbart bis weit über den nackten Hals herabhing. Nach seiner Erzählung diente er schon an fünfundzwanzig Jahre bei den Zuaven, hatte diese ganze Zeit stets in Algerien gestanden und sehr viele Kämpfe mit durchgemacht, zeigte uns auch mehrere Narben. Er war über seine Gefangennehmung sehr erzürnt und hatte sich auch anfänglich mit großem Muthe und vieler Gewandtheit gegen die Kosaken vertheidigt, bis diese, denen wir den Befehl gegeben, uns wo möglich einige lebendige Gefangene zu überbringen, ihm einen Arkan, das ist eine lederne Schlinge, wie solche in der Steppe beim Einfangen der wilden Pferde — eben so wie dies mit dem Lasso in Südamerika geschieht — über den Hals geworfen und so gefangen genommen hatten. Ueber die schlechte Führung der französischen Armee raisonnirte der alte Zuave mit dem Freimuth, aber auch dem großen Scharfblick eines ächten französischen Soldaten, nannte den Canrobert wiederholt einen Esel und meinte, der Kaiser müsse nur den Pelissier aus Algier kommen lassen, der würde die Sache sehr bald zu Ende bringen, anders ginge es doch nicht an. Von den Engländern sprach er mit der größtmöglichen Verachtung, meinte, sie wären zwar sehr muthig, verständen aber sonst von der Kriegskunst nicht mehr als die Kabylen und Hajüten in Algerien, und jeder französische Corporal handhabe den Dienst besser als ein englischer Oberst, der nur stets den vornehmen Mann spielen, aber kein Soldat sein wolle. Ueber sein ferneres Schicksal als Gefangener war der Zuave anfänglich sehr besorgt, fragte uns wiederholt, ob er nicht jetzt nach Sibirien transportirt werden solle, und schien sehr beruhigt zu sein, als wir ihm versicherten, daß dies durchaus nicht der Fall sein würde. Da die Kosa-

ken nach ihrer Gewohnheit bei den Gefangenen eine sehr gründliche Revision ihrer Taschen angestellt hatten, so beschenkten wir den Alten mit einer kleinen Geldsumme und trugen Sorge, daß ihm diese nicht wieder abgenommen würde. Er war darüber sehr dankbar und meinte, die russischen Herren Officiere wären sehr anständige Feinde und der Ehre werth, den Franzosen gegenüberzustehen, und nur die Kosaken wären halbe Wilde. Sein Gefährte war ein junger Bursche von kaum einigen zwanzig Jahren, ein ächter pariser Gamin, frech, übermüthig, lustig und gewandt. Er behauptete, früher als Koch in Paris gelernt zu haben, und so nahmen wir ihn denn auch als Vorsteher unserer Officierküche mit nach Sebastopol. Bald aber ward er so unverschämt und machte so viele dumme Streiche, daß er seines Amtes entsetzt und in das Gefangenendepot gebracht wurde.

Da die Feinde in unbegreiflicher Verblendung uns nicht sogleich in Sebastopol angriffen, so wurde diese Muße zur Anlage von Vertheidigungswerken benutzt. Wohl an 10,000 Soldaten und Matrosen arbeiteten Tag und Nacht mit äußerster Anstrengung aller ihrer Kräfte an diesen Befestigungswerken, und wie durch Zauberkraft stiegen alle diese Schanzen und Bastionen aus der Erde empor. Hierbei nun zeigte sich das Genie des Oberstlieutenants Todtleben, der mit der Oberleitung aller dieser Arbeiten beauftragt war, auf eine überaus glänzende Weise; hier entfaltete er die reichen Hülfsmittel seines Geistes, welche ihm für alle ferneren Zeiten einen Ehrenplatz in der denkwürdigen Vertheidigung von Sebastopol sichern. Es war wirklich fabelhaft, was dieser seltene Mann, den ein gütiges Geschick uns jetzt gesandt hatte, Alles zu trösten vermochte. Tag und Nacht fast war er auf den Beinen, seine Person schien sich verdoppeln zu können, denn überall war er zu finden; für Alles wußte er Rath, und ersann das Größte, ohne dabei jedoch das Kleinste zu vergessen. Das Ueberwältigende seines

Geistes zeigte sich auch hier bald. Obgleich er nur den in der russischen Armee sehr bescheidenen Rang eines Oberstlieutenants bekleidete, so war er doch bald die Seele aller Arbeiten; sein Rath gab bei Allem, was sich auf die Anlage neuer Werke bezog, unbedingt den Ausschlag, und selbst der stolze Fürst Mentschikoff hatte sich so weit demüthigen müssen, sein geistiges Uebergewicht in vieler Beziehung anzuerkennen. Alle wir Subalternofficiere und gar die Soldaten ehrten und achteten unsern Todtleben bald ganz ungemein, und in unseren Augen stand er weit höher als gar mancher hochmüthige General, der die winzige Kleinheit seines Geistes hinter den großen Epaulettes auf seinen Schultern zu verbergen suchte.

Da ich mich früher viel mit Vermessungen beschäftigt hatte, so ward ich auf meinen besondern Wunsch jetzt ebenfalls häufig als beaufsichtigender Officier bei diesen Befestigungsanlagen verwandt. Ich lernte bei dieser Gelegenheit nicht allein selbst viel, sondern freute mich auch, nach meinen geringen Kräften mich nützlich zeigen zu können. Wahrhaftig, als ich damals den hierauf bezüglichen Unterricht in Berlin empfing, hätte ich nicht gedacht, daß ich die Anwendung der dort erlernten Kenntnisse noch dereinst in den Urwäldern von Brasilien, wie bei der Vertheidigung von Sebastopol machen solle.

Als erst die Landung der Feinde in der Krim bekannt wurde, hatte der Fürst Mentschikoff Eilboten über Eilboten mit dem dringenden Verlangen nach Verstärkungen gesandt. Das Corps des Generals Liprandi kam jetzt in Eilmärschen aus Bessarabien angerückt, und schon Anfangs October trafen die ersten Truppen desselben auf der Nordseite von Sebastopol ein, und alle Tage folgten ihnen neue Colonnen, so daß unsere Verstärkungen ungefähr 20,000 Mann betrugen. Es war dies auch dringend nothwendig, denn die uns ohnehin schon immer weit überlegenen Verbündeten waren noch in der letzten Zeit wieder durch

eine französische Infanteriedivision und einige Regimenter der trefflichen Chasseurs d'Afrique verstärkt worden.

Die russischen Truppen, welche jetzt aus Bessarabien zu uns gekommen waren, hatten wegen der Eilmärsche durch theilweise unfruchtbare Gegenden, bei großer Hitze und leider nur zu oft höchst nothdürftiger Verpflegung ungemein viel gelitten. Ueber zwei Drittel ihrer eigentlichen Stärke zählte keine einzige Compagnie, und manche waren noch weit schwächer. Die russischen Soldaten entwickeln aber bei all' dergleichen Strapazen eine Ausdauer, Genügsamkeit und harmlose Lustigkeit, welche wirklich ganz außerordentlich genannt werden muß, und werden hierin von keinen anderen Truppen der Welt übertroffen. Ueberhaupt lernte ich diese gemeinen russischen Soldaten, je mehr ich ihre vielen vortrefflichen Eigenschaften erkannte, immer höher schätzen, und gab mir nun auch die größte Mühe, die russische Sprache zu erlernen, damit ich mich dort einigermaßen mit ihnen unterhalten konnte. Da meine, obgleich geringen, Vorkenntnisse im Polnischen mir hierbei sehr nützlich waren und ich überhaupt leicht Sprachen erlernen kann, so gelang mir dies auch einigermaßen, und am Ende der Belagerung konnte ich schon so ziemlich fertig russisch sprechen.

Mein Leben hier in Sebastopol gestaltete sich überhaupt ganz angenehm. Ich fand unter vielen russischen Officieren recht wackere Kameraden, mit denen es sich in französischer oder deutscher Sprache ganz vergnüglich plaudern ließ. Besonders auch mit einigen Marineofficieren aus den Ostseeprovinzen, die jetzt fast alle auf dem Lande Dienste thaten, hatte ich näheren Verkehr und verlebte manche vergnügliche Stunde mit ihnen, die mir noch jetzt in der Erinnerung ganz angenehm sind. Mit den beiden schon früher erwähnten Officieren unseres Stabes bewohnte ich ein recht behagliches kleines Quartier. Es bestand aus zwei kleinen Stübchen, zwar nur mit weißen Kalkwänden

und rohen, von den Schiffszimmerleuten verfertigten Mobilien versehen, aber mit einer vortrefflichen Aussicht auf den Hafen. In dem einen Zimmer standen unsere Feldbetten, die aus einer auf einem Balkengerüst liegenden Seetangmatratze mit einer Wollendecke darüber bestanden, das andere war Speise-, Schreib-, Rauch- und Gesellschaftssalon, wozu ein großer unangestrichener Holztisch und einige hölzerne Bänke und Stühle es vollkommen befähigten. So einfach diese Einrichtungen auch waren, so konnten sie wirklich für das Feldleben noch luxuriös genannt werden. Das gute Zimmer und mehr noch der Umstand, daß der junge Fürst, der sehr reich war, eine fast unbeschränkte Gastfreundschaft übte, verschaffte uns auch fast immer einen sehr zahlreichen, ja oft sogar fast zu zahlreichen Besuch. Bis spät in die Nacht hinein wurde oft bei uns getrunken, geraucht, gelacht, raisonnirt und politisirt, mit einer Freimüthigkeit, wie ich solche wahrhaftig in der russischen Armee am Allerwenigsten erwartet hätte, und gar häufig auch Hazard gespielt. An letzterem nahm ich niemals Antheil, denn bei meinem Abgang aus B** hatte ich mir selbst das Wort gegeben, niemals und unter keinen Umständen wieder Hazard zu spielen. Die russischen Officiere, unter denen sich sehr viele junge, enorm reiche Edelleute befinden, haben ohnehin Neigung zum Hazardspiel, die ganze Art und Weise des Feldlebens beförderte diese noch mehr, und so ward denn oft sehr hoch bei uns gespielt, und auf der ungehobelten Tischplatte wechselten Hunderte von Goldstücken ihre Besitzer. Da Sebastopol von der Nordseite niemals umschlossen war, so konnte stets eine ungehinderte Zufuhr von Lebensmitteln stattfinden, und besonders im Anfang der Belagerung lebte man, zu verhältnißmäßig nicht sehr theuren Preisen, ganz gut. Hauptsächlich Brod, Fleisch, Fische, und auch der leichte, ganz angenehm schmeckende Wein, der in der Krim gebaut wird, waren stets zu haben. Allmählich stiegen aber alle Preise desto mehr, je länger die Belagerung

dauerte, und besonders im Winter, wo wegen der schlechten Wege jede Zufuhr stockte, war Alles, was nicht aus den Magazinen genommen werden konnte, ganz ungemein theuer und oft für Geld kaum zu haben. Eigentliche Noth an Mehl, Grütze, Branntwein und Salzfleisch haben wir jedoch niemals gelitten, und selbst die Soldaten, wenn sie freilich auch nur höchst dürftig verpflegt wurden, wie dies überhaupt in der russischen Armee ja leider geschah, haben niemals eigentlichen Mangel empfunden.

Wir Officiere, acht bis zehn an der Zahl, hielten uns eine eigene Menage und hatten einen eigenen Koch. Unsere kleine Tischgesellschaft schmolz während der Belagerung nur zu sehr zusammen, denn drei von uns wurden erschossen, zwei starben am Typhus im Lazareth, und zwei wurden schwer verwundet. Andere traten jedoch immer wieder an die Stelle der Fehlenden, und der Tischverein hat bis zuletzt bestanden.

Am 7. October nahm ich an einer größeren Recognoscirung mit Antheil. Mehrere Husaren und Kosakenschwadronen, eine leichte Batterie und zwei schwache Infanterieregimenter unserer Infanterie-Division rückten unter dem Befehl des Generals Rischef gegen die feindlichen Vorposten vor und drängten diese mit leichter Mühe zurück. Wir recognoscirten jetzt die feindliche Aufstellung ziemlich genau, und ich zeichnete schnell von mehreren Terrainabschnitten leichte Pläne. Leider fanden wir aber, daß die feindliche Stellung gegen einen Angriff von unserer Seite sehr stark war. Besonders das tiefe Thal der Tschernaja mit seinen steilen Thalrändern deckte die Verbündeten ungemein und war für uns ein überaus schwer zu bewältigendes Hinderniß. In dieser Hinsicht hatten die französischen Generalstabsofficiere, welche die Aufstellung besorgten, ihre Sache vortrefflich gemacht, und wenn wir wirklich den Feinden eine Offensivschlacht liefern wollten, so hatten wir gar manche harte Nüsse zuvor zu knacken. Leider sollte sich dies in den späteren beiden Schlachten bei Inkerman

und an an der Tschernaja, auch nur zu sehr zeugen. Bei dieser Recognoscirung nahmen unsere Kosaken einige englische Cavallerievedetten, die ihren Dienst auf eine unbeschreiblich nachlässige Weise verrichteten, gefangen. Weitere Feindseligkeiten fielen nicht vor, und am Abend kehrte ich schon wieder nach Sebastopol zurück und erzählte bei einer großen Punschbowle, welche zu Ehren dieses Tages gebraut wurde, den Kameraden die dabei erlebten Abenteuer.

Am 25. October hatten unsere Truppen ein glückliches Gefecht bei Balaklava, worin sie besonders den Engländern sehr bedeutende Verluste zufügten. Ich selbst konnte leider keinen persönlichen Antheil daran nehmen, da ich mit anderweitigen dienstlichen Aufträgen in Sebastopol beschäftigt war. Nicht ohne Neid hörte ich später die Erzählungen meiner Kameraden über die verschiedenen Vorfälle dieses Tages mit an.

Sechstes Kapitel.

Eröffnung des Bombardements. Die Schlacht bei Inkerman. Verschiedene Vorfälle während derselben. Tapferkeit unserer Truppen. Große Verluste. Deckung des Rückzugs. Mißmuthige Stimmung der Besatzung. Eintritt der schlechten Witterung. Noth und Elend im englischen Lager. Ungeschicklichkeit der englischen Officiere. Zahlreiche englische Deserteure. Bessere Verhältnisse im französischen Lager. Ein Deserteur der Fremdenlegion. Feier des Weihnachtsabends in Sebastopol. Rücktritt des Fürsten Mentschikoff.

Da die verbündeten Heere in unbegreiflicher Verblendung die günstige Gelegenheit hatten vorübergehen lassen, sogleich nach der Schlacht an der Alma Sebastopol durch einen kühnen Sturmangriff zu erobern, so mußten sie sich jetzt schon nothgedrungen

zu einer regelmäßigen Belagerung entschließen. Mit der großen Geschicklichkeit und besonders auch Schnelligkeit, welche den französischen Genietruppen nicht abzusprechen ist, begannen diese nun ihre Laufgräben gegen unsere Festungswerke zu ziehen. Wir hatten alle unsere alten wie neuangelegten Werke mit über 200 schweren Geschützen, die von der Flotte genommen waren, besetzt und eröffneten häufig ein sehr starkes Feuer gegen die Feinde, wodurch wir diesen zwar manche Verluste zufügten, den Fortgang ihrer Arbeit aber weiter nicht störten. Daß die Belagerung und Vertheidigung von Sebastopol hier in ganz anderer, ungleich großartigerer Weise betrieben wurde, als dies von der schleswig-holstein'schen und dänischen Armee 1849 bei dem kleinen Fridericia geschah, lernte ich bald immer deutlicher erkennen. So war ich denn immer mehr mit dem Gedanken ausgesöhnt, jetzt in kaiserlich russische Kriegsdienste getreten zu sein, und freute mich, daß ich das Glück hatte, an einem wirklich ernsthaften Kriege theilnehmen zu dürfen, wenn mir auch dessen eigentlicher Zweck anfänglich ziemlich gleichgültig gewesen war. Je länger ich aber gegen die Feinde kämpfte, desto mehr gewöhnte ich mich auch daran, diese zu hassen, und stand zuletzt hierin den fanatischen Russen ziemlich gleich. Es wird dies bei jedem Soldaten, der lange im Felde steht, der Fall sein, und er sich zuletzt daran gewöhnen, den eigentlichen politischen Zweck des Krieges gänzlich zu vergessen, und nur eine persönliche Kampfeslust an dessen Stelle treten lassen. Zeigten sich übrigens die Franzosen als Meister des Belagerungskrieges, so waren die Engländer eben so ungeschickt wie langsam hierin. Obgleich sie nur die Hälfte der Arbeiten wie die Franzosen und dazu noch auf leichterem Terrain zu machen hatten, so kamen sie doch damit gar nicht von der Stelle, und ihre Bundesgenossen mußten sich fortwährend nach ihnen aufhalten. Persönlich muthige und körperlich sehr kräftige Soldaten sind zwar entschieden die Engländer, und

übertreffen hierin vielleicht sogar noch die Franzosen, sonst aber zeigen sie eine militärische Ungeschicklichkeit und Schwerfälligkeit, daß sie entschieden die schlechteste Landarmee bilden, die nur irgend ein europäischer Großstaat besitzt. Sogar die türkische Armee ist, was die Ausbildung ihrer Officiere anbelangt, nicht schlechter, sondern sogar in mancher Hinsicht noch weit besser als die englische.

Es war ein schöner, windstiller Frühmorgen am 14. October, als plötzlich bei uns Alarm geschlagen wurde. Mit der gewohnten Ordnung, welche die russische Armee so sehr charakterisirt, traten alle Truppen sogleich unter die Waffen und eilten auf die schon vorhin genau bestimmten Alarmplätze.

„Was giebt's?" fragte ich einen in voller Carriere seines langmähnigen Steppenrößleins aus einer der vordersten Batterien in die Stadt zurückjagenden Artillerieadjutanten.

„Was wird's geben, als daß gleich der Tanz losgehen wird. Warten Sie nur noch einen Augenblick, so werden die feindlichen Kanonen Ihnen schon die Antwort ertheilen," rief er im Fortsprengen. Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so hörte man in der Gegend, wo die französischen Batterien lagen, drei dumpfe Kanonenschüsse, und drei Bomben zischten von dorther in den noch etwas grauenden Morgenhimmel hinein und zerplatzten, ohne weiter Schaden zuzufügen, über der Stadt. Dies war das Signal zum Angriff, und sogleich donnerten an 160 feindliche Geschütze gegen unsere Werke los, und alle unsere Batterien antworteten aus vielleicht eben so viel schweren Kanonen auf der Stelle. Es war ein furchtbares Gekrach, so daß man seinen Nebenmann kaum verstehen konnte, der Boden zitterte förmlich unter den Füßen, und ein dicker Pulverqualm überzog alsbald die ganze Stadt und verhinderte jede freie Aussicht. Eine solche Kanonade hatte ich auch noch nicht nur annähernd gehört, und was wir in der Art vor Fridericia getrieben, war im Vergleich

hiezu nur reines Kinderspiel gewesen. Ich fühlte mich anfänglich fast wie betäubt und, ich will es offen gestehen, auch recht unbehaglich. Welch Gewohnheitsthier aber der Mensch ist, und wie sehr alle seine Sinne sich allmählich gegen derartige äußere Eindrücke abstumpfen, lernte ich so recht erkennen. Im Verlauf der langen Belagerung gewöhnte ich mich so sehr an diesen Kanonendonner, daß ich oft während einer noch stärkeren Kanonade sehr sanft geschlagen habe, und die Officiere, welche gerade nicht im Dienst beschäftigt waren, sich durch all' dies Gekrach nicht im Mindesten im Kartenspielen oder Punschtrinken stören ließen.

Ein dienstlicher Auftrag führte mich in unsere Bastion No. 4, so daß ich also so recht mitten in das Gekrach hinein mußte. Ich erinnere mich noch jetzt, wie ungemein unangenehm mir dies anfänglich war, und daß ich viel darum gegeben, wenn ich nicht dahin zu gehen gebraucht hätte. Doch was half's, Befehl bleibt Befehl, und ob gern oder ungern, er muß doch auf das Schnellste ausgeführt werden. Auf der Bastion No. 4, deren Batterien von den Artilleristen und Matrosen der Flotte bedient wurden, sah es furchtbar aus. Zerrissene Leichen lagen mehrere umher, oft furchtbar verstümmelte Verwundete wälzten sich in ihrem Blute, und dazwischen krachte und blitzte es, als ob die Hölle ihre Pforten geöffnet hätte. Gleich leibhaftigen Teufeln wirthschafteten die Kanoniere an ihren Geschützen umher, Gesichter und Arme waren ihnen von Pulverdampf geschwärzt, die Uniformjacken hatten die Meisten fortgeworfen, um schneller arbeiten zu können, und standen jetzt in ihren weiten blauen Leinwandhemden, die Hose durch einen Gurt um den Leib festgehalten, an den feuerspeienden Geschützen. Oft, wenn so eine feindliche Ladung mit schwerem Gesause durch all' diesen dichten Pulverqualm angebraust kam, warfen sich Alle platt auf die Erde und drückten sich dicht an die Wände der Schanzen, um so vor den umherfliegenden Splittern der zerplatzenden Bomben

besser geschützt zu sein. Nur zu Viele wurden trotzdem getroffen und erhoben sich nicht wieder von dem Erdboden, sondern blieben als Todte oder Verwundete liegen, die Anderen sprangen jedoch, wenn eine solche Explosion vorüber war, mit lautem Jauchzen wieder auf, und arbeiteten mit Aufbietung aller Kräfte an ihren wuchtigen Kanonen, um den Feinden nun ebenfalls einen solchen verderblichen Gruß zuzusenden. Plötzlich zuckte mitten in dem Pulverdampf eine mächtige Feuersäule aus einer französischen Batterie hoch in den Himmel auf, und ein entsetzlicher Knall übertönte sogar noch das Kanonengebrüll. Einer unserer Schüsse mußte den feindlichen Munitionsvorrath getroffen und in die Luft gesprengt haben. Unwillkürlich brachen alle in der Bastion No. 4 befindlichen Artilleristen, Matrosen und Bedeckungsmannschaften in ein lautes, freudiges Hurrah aus, so sehr waren sie durch dieses Ereigniß erfreut.

Jetzt sah ich noch den von seiner Mannschaft mit Recht hoch verehrten Admiral Kornilof, von der Flotte des schwarzen Meeres, mit ruhiger Haltung in dieser Batterie stehen. Er klopfte einem alten graubärtigen Matrosen, der sich bisher schon sehr ausgezeichnet haben sollte, und, obgleich aus mehrfachen Wunden, die ihm Bombensplitter gerissen hatten, blutend, sein Geschütz noch nicht verlassen wollte, wohlwollend auf die Schulter, und sagte ihm auf russisch: „Brav so, mein Väterchen, unser Kaiser wird sich freuen, wenn er erfährt, was für gute Seeleute er hat. Du sollst auch das Georgskreuz erhalten, das verspreche ich Dir, wenn ich am Leben bleibe.“

Auch zu mir sprach der Admiral einige freundliche Worte in französischer Sprache, und sagte mit einem wahrhaft stolzen Lächeln auf seinem zwar nicht schönen, aber sehr ausdrucksvollen Gesicht: „Nicht wahr, es sind prächtige Burschen meine Matrosen von der Flotte. Wahrhaftig, in der ganzen Welt giebt es keine braveren Soldaten. Oh, warum durften wir nicht auf unsere Schiffe

und hinaus auf das Meer, um diesen so bitter gehaßten Feinden eine Seeschlacht zu liefern!?"

Kaum eine Stunde später sah ich den tapfern Admiral Kornilof als tödtlich Verwundeten, mit bleichen vor Schmerz verzerrten Zügen, von einigen Matrosen, denen dabei die hellen Thränen über ihre Backen rannen, bei mir vorbeitragen. Eine feindliche Kanonenkugel hatte ihm den einen Fuß kurz unterhalb des Leibes abgerissen, und er starb noch an demselben Abend. Für die Besatzung von Sebastopol war dies ein sehr harter Verlust, und besonders die Seeleute, welche ihren tapfern Chef hoch verehrt hatten, waren fast untröstlich darüber. Wie viele, unendlich viele Tapfere sollten aber von beiden Seiten noch fallen, bis die stolze Pontusfeste endlich bezwungen ward!

Gegen Mittag hörten die französischen Batterien, welche durch unser wohlgezieltes Artilleriefeuer stark gelitten hatten, endlich mit ihrer Kanonade auf, während die Engländer ihr bedächtiges Feuer noch mehrere Stunden lang fortsetzten.

Gegen Nachmittag sahen wir zu unserem größten Erstaunen plötzlich die große englisch-französische Flotte unserem Hafen zudampfen. Diese Reihe stattlicher Schiffe gewährte einen ungemein imposanten Anblick, so daß Alle, welche nicht durch den Dienst an eine bestimmte Stelle gefesselt wurden, nach denjenigen Plätzen eilten, von wo sie dieses Schauspiel am Besten beobachten konnten. In zwei Linien formirt, rechts an zehn bis zwölf große französische, links eben so viele englische Liniendampfer, legte sich nun diese Flotte vor Anker und begann alsbald aus ihren schweren Schiffsgeschützen ihr Bombardement. Die geworfenen Bomben flogen bis auf alle Plätze der Stadt, tödteten mehrere Soldaten wie Civilisten, und entzündeten an mehreren Stellen Brände, die jedoch bald wieder gelöscht wurden. Unsere Batterien antworteten den feindlichen Schiffen jedoch tüchtig, und wir konnten durch unsere Ferngläser beobachten, daß

mehrere von unseren Kugeln große Verwüstungen an deren Bord angerichtet hatten. Ungefähr zwei Stunden mochte das Bombardement der Flotte wohl gedauert haben, da zogen sich die feindlichen Schiffe wieder langsam aus dem Bereich unserer Batterien zurück. Mehrere von ihnen waren aber so übel zugerichtet, daß sie durch andere Dampfer hinausgeschleppt werden mußten.

Bald hörten nun auch die englischen Batterien, die übrigens zuletzt nur noch sehr langsam geschossen hatten, mit ihrem Feuer auf, und eine vollkommene Stille trat ein, die von dem früheren Getose und Gekrach ganz eigenthümlich abwich.

So hatten wir denn an diesem Tage alle Angriffe unserer Feinde siegreich abgeschlagen, unsere neuen Befestigungen hatten sich glänzend bewährt, und wir durften die frohe Ueberzeugung gewinnen, daß wir bei gehöriger Ausdauer unseren übermüthigen Gegnern noch auf gar lange Zeit den erfolgreichsten Widerstand zu leisten vermochten. Es war dies ein ungemein erhebendes Gefühl für uns Alle, und von diesem Tage an herrschte ein ganz anderer Geist unter der gesammten Besatzung von Sebastopol, und jede Spur von Niedergeschlagenheit war vollständig verschwunden. Unser Verlust an Todten und Verwundeten mochte ungefähr 1200 Mann betragen.

Das feindliche Bombardement ward von nun an fast jeden Tag mit mehr oder weniger Stärke fortgesetzt und von unseren Batterien stets auf das Kräftigste erwidert. Wir hatten uns zuletzt so an dieses Gekrach gewöhnt, daß wir ganz erstaunt waren, wenn einmal zufällig an einem Tage vollständige Stille herrschte. Größere oder kleinere Verluste erlitten wir zwar täglich, allein da jetzt fortwährend neue Truppen aus Bessarabien nach der Krim rückten, wir aber von der Nordseite freien Verkehr mit dem Lande hatten und stets frische Ergänzungen an uns ziehen konnten, so ward die Vertheidigungskraft der

Festung dadurch nicht im Mindesten gestört. Aller Schaden aber, den die Feinde bei Tage an unseren Batterien und Bastionen angerichet hatten, wurde in der Nacht stets wieder hergestellt, und der unermüdliche Todtleben vermehrte dabei noch fortwährend die Zahl unserer Werke, so daß Sebastopol statt schwächer, jetzt von Woche zu Woche stärker wurde. Da wir die Erfahrung gemacht hatten, daß Erdwälle den schweren feindlichen Kugeln ungleich kräftigeren Widerstand leisteten, als steinerne Mauern, so zogen alle Abende über 200 Soldaten mit Gräbern, Schaufeln und Karren hinaus, um an den Werken zu arbeiten. Ich selbst ward jetzt vielfach als Aufsichtsofficier hierbei verwandt und brachte allwöchentlich vier bis fünf Nächte draußen zu. Nun am Tage schlief ich dafür auch desto besser, und ließ mich zuletzt durch die heftigste Kanonade nicht mehr im Schlafe stören. Um aber die Feinde bei ihren Arbeiten zu beunruhigen, wurden von unserer Seite fast allnächtlich größere oder kleinere Ausfälle gemacht. Es hatte sich eine eigene Schaar von kühnen Burschen gebildet, welche sich gewöhnlich als Freiwillige zu diesen sehr gefährlichen Ausfällen meldeten. Die meisten dieser Freiwilligen waren Seeleute von der Flotte, welche sich überhaupt während dieser Belagerung bei jeder Gelegenheit sehr auszeichneten, aber auch fast sämmtlich dabei zu Grunde gingen, viele auch Tschernomoren vom schwarzen Meere. So ward fast allnächtlich draußen vor den Werken ein erbitterter kleiner Krieg geführt, bei dem Messer, Bajonnet, Säbel und häufig auch der Revolver ihre blutige Anwendung fanden. Diese Freiwilligen waren von der sonstigen mechanischen Disciplin emancipirt, ihr Selbstgefühl und ihr Selbstvertrauen wurden möglichst erweckt, und die muthigen Thaten, welche sie verrichteten, zeigten hinlänglich, wessen der russische Soldat fähig sein kann, wenn man seine Ausbildung nur auf richtige, und nicht, wie dies vom Kaiser Nicolaus mit eiserner Strenge vor-

geschrieben wurde, völlig unrichtige Weise leitete. Die Burschen dieser freiwilligen Abtheilungen konnten es zuletzt mit den besten Zuaven oder Chasseurs de Vincennes vollständig aufnehmen, und wurden unbedingt von unseren Feinden am Meisten gefürchtet, und doch, hätte der Kaiser Nicolaus sie gesehen, er würde sicherlich über ihr Aeußeres wie über ihr ganzes Wesen entsetzt gewesen sein, und sie täglich so und so viele Stunden zum Parademarschüben verurtheilt haben, um nach seiner Meinung brauchbare Soldaten aus ihnen zu bilden. Soll dem Kaiser doch auch die ganze tapfere sogenannte „kaukasische Armee,“ das beste Corps, welches Rußland nur besitzt, entschieden mißliebig gewesen sein, weil sich bei ihr alle Truppen nothgedrungen emancipirt hatten. Die vielen Officiere aus Petersburg, die wir bei uns hatten, erzählten überhaupt manche ungemein charakteristische Anekdote von des Kaisers Vorliebe für das glänzende Paradewesen, leider aber auch von seiner Härte und despotischen Menschenverachtung.

Der Fürst Mentschikoff hatte jetzt beschlossen, den Feinden eine große Offensivschlacht zu liefern, und zu versuchen, ob er sie dadurch nicht zwingen könne, die Belagerung von Sebastopol gänzlich aufzugeben. Der Plan war kühn und gut entworfen, und hätte im Fall des Gelingens uns große Vortheile gebracht. Leider war aber die Ausführung nur sehr mangelhaft und zeigte, daß die russische Armee durch ihre Schwerfälligkeit und mechanische Dressur in der Offensive den gewandten Franzosen nicht gewachsen war.

Da polnische Soldaten und mitunter auch polnische Officiere von unserer Seite zu den Verbündeten desertirten, so mußte der ganze Plan dieses Angriffes ungemein geheim gehalten werden, damit die Feinde von ihm nicht am Ende in Kenntniß gesetzt würden und ihn vereitelten.

Erst gegen Abend des 4. Novembers erfuhr ich, daß die

drei Regimenter Wladimir, Susdal und Uglitz von unserer Infanteriedivision sich noch mit 17 anderen Bataillonen in der Nacht vor der Bastion No. 2 aufstellen sollten. Da wir schon große Verluste erlitten hatten, und viele Soldaten in den Hospitälern lagen, so zählten diese 29 Bataillone jetzt nicht viel über 13,000 Mann, die von dem Generallieutenant Saimonof befehligt wurden. Es war, was man in Deutschland ein rechtes Hundewetter nennt. Der Wind heulte mit voller Gewalt vom schwarzen Meere und peitschte uns den strömenden Regen in's Gesicht. Trotzdem mußten wir die halbe Nacht auf diesem, allen Elementen preisgegebenen Platze stehen, was alles Andere mehr als ein Vergnügen war. Nur wir Officiere standen dicht in unsere Mäntel gehüllt im Kreise zusammen, plauderten von den blutigen Kämpfen, welche uns der nächste Morgen bringen würde, und sprachen, um uns zu erwärmen, unseren Feldflaschen häufig zu, während unsere Soldaten allen Branntwein, den sie nur irgendwie bekommen konnten, gierig schlürften.

Gegen fünf Uhr Morgens marschirten wir noch in tiefer Finsterniß so lautlos als möglich ab, und dirigirten uns auf die Höhen links vom Kilen-Grunde. Hier formirten wir zwei Colonnen, wobei die Regimenter unserer Division die Reserve bildeten. Unser Angriff war zunächst gegen den von den Engländern gebildeten Flügel des verbündeten Heeres gerichtet, und die frühe Stunde des Angriffs ließ uns hoffen, die in ihrem Vorpostendienst überaus nachlässigen Engländer tüchtig zu überraschen. Obgleich der Morgen allmählich angebrochen war, lag doch ein so dicker Nebel über der Gegend, daß man unsere in ihre langen grauen Mäntel eingehüllten Soldaten kaum auf hundert Schritte weit erkennen konnte.

Leider geschahen von unserer Seite gleich anfänglich die unverzeihlichsten Fehler, und so tüchtig der Plan auch ausgedacht war, so äußerst schlecht ward er von den einzelnen commandi-

renden Generalen, und zwar vor Allem von unserm General Saimonof ausgeführt. Es war der Fluch des ganzen Regierungssystems des Kaisers Nicolaus, daß sich unter ihm keine tüchtigen, selbstständig handelnden Generale ausbilden konnten. Um in seinen Augen als ein vorzüglicher General zu gelten, mußte der Betreffende wo möglich ein großer, strammer, sich so gerade, als hätte er einen Ladestock verschluckt, haltender Mann sein, die Brust voller im Dampf der Suppenschüssel verdienter glänzender Orden haben, peinlich genau im Anzug, rücksichtslos streng gegen jeden andern Soldaten sein, dessen Bart etwa nicht vorschriftsmäßig saß, und es verstehen, eine schon tausendmal geübte Parade auf dem wohl bekannten Paradeplatz mit der Genauigkeit, als sei das Ganze eine Maschine, vorzuführen. Nur solche Männer waren seine Günstlinge, alle anderen ihm unangenehm. Daher kam es denn auch, daß in der Regel alle vom Kaiser Nicolaus bevorzugten Generale und Stabsofficiere äußerst unfähige Menschen waren, die von der eigentlichen Kriegskunst kaum so viel verstanden, als die früheren Advocaten und Seifensieder, welche jetzt in Amerika das gegenüberstehende unionistische Heer befehligen. Auch die von ihm besonders bevorzugten Truppen waren für den eigentlichen Kriegsdienst die schlechtesten, während die Seeleute des schwarzen Meeres, die Genietruppen, die Tschernomoren, die Linienkosaken und die kaukasischen Regimenter, die er alle nicht liebte, weil sie am Wenigsten für den Paradedienst paßten, sich als die gewandtesten, muthigsten und ausdauerndsten im Kriege zeigten.

So kam es denn auch, daß der General Saimonof schon anfänglich gleich alle Ueberlegung verloren hatte, wir anstatt links, wie es der Plan vorschrieb, rechts vom Kilender Thal angriffen, und dadurch die Wirksamkeit der Colonne des Generals Pawloff, der hier angreifen sollte, gänzlich hemmten.

Die faulen und nachlässigen Engländer wurden von unserm

ersten Angriff gänzlich überrascht. Kaum halb bekleidet stürzten sie aus ihren Zelten und versuchten sich zu sammeln, wurden aber anfänglich von der Wuth, mit welcher unsere Truppen vorstürmten, zurückgeworfen. So ungeschickt aber die englischen Officiere sind, einen eben so hartnäckigen, kräftigen Muth besitzen ihre körperlich sehr starken Soldaten. Mit gewaltiger Kraft hielten die englischen Regimenter, auf welche wir anfänglich stießen, den Kampf aus. Besonders die starken Gardegrenadiere mit ihren hohen Bärmützen fochten wie Verzweifelte, und ihre körperliche Kraft, gehoben durch die reichliche Nahrung, machte sie im Einzelkampf den dürftig genährten, daher auch nur schwachen und dazu schlecht bewaffneten russischen Soldaten weit überlegen. So sah ich selbst, daß ein englischer Gardesergeant mit hochgeschwungenem Kolben fünf russischen Soldaten die Köpfe zusammenschmetterte, bis ein russischer Officier ihn durch einen Pistolenschuß niederstreckte. Es kam überhaupt hier anfänglich häufig zum persönlichen Kampf, Mann gegen Mann, und ich selbst hieb mich mit einem englischen Gardeofficier mit dem Säbel herum, daß die Funken sprühten. Es war ein hübscher junger Mann von großem Muthe. In der Eile der Alarmirung hatte er gar keine Pantalons angezogen, sondern nur über die Unterbeinkleider den Mantel geworfen, seine Bärmütze verkehrt aufgesetzt, und war so in das Gefecht geeilt. Nach verschiedenen gegenseitig gewechselten Hieben, die Jeder von uns parirte, hieb ich ihm seine Bärmütze vom Kopfe und zugleich über den Schädel eine weit aufklaffende Wunde. Ein alter Soldat riß den Verwundeten nun eiligst zurück, so daß ich ihn nicht mehr sah. Wenn er mit dem Leben davongekommen sein sollte, was ich glaube, wird er eine tüchtige Narbe zur Erinnerung an diese Schlacht bei Inkerman für immer davongetragen haben. Wer weiß, ob dieser Officier jetzt nicht schon als vornehmer Lord im Oberhause sitzt, umgeben von allem

Reichthum der englischen hohen Aristokratie, während ich mich jetzt in Virginien damit herumschlagen muß, die wilde Bande von Kerlen aller Nationen, die unter meinem Befehle steht, wenigstens einigermaßen in Ordnung zu halten.

Allmählich nahm nun das Gefecht, welches anfänglich in einem unordentlichen Hin- und Herwogen bestanden hatte, bei dem häufig Mann gegen Mann gekämpft wurde, einen mehr geregelten Charakter an. Die englischen Bataillone waren jetzt schon gesammelt und in Schlachtordnung aufmarschirt, und unterhielten mit ihren trefflichen Gewehren ein verheerendes Feuer auf unsere Linien. Auch mehrere Regimenter von uns marschirten mit voller Feldmusik in Schlachtordnung auf und feuerten dann auf die Engländer. Die Ueberlegenheit der englischen Feuerwaffen und der guten Munition über die erbärmlichen russischen Musketen und das grobe Pulver zeigte sich jetzt, wie schon an der Alma, wieder recht sichtbar. An ein eigentliches Zielen war bei unseren miserablen Flinten gar nicht zu denken, und das schlechte, bei dem Regen feucht gewordene Pulver war die Ursache, daß die Hälfte der Schüsse versagte. Wahrlich, es war grausig mit anzusehen, wie sich unsere braven Soldaten oft wehrlos von den mit ihren trefflichen Gewehren weit und sicher schießenden Engländern zusammenknallen lassen mußten. Auch unser General Saimonof ward jetzt von einem Schusse tödtlich getroffen. Er war ein persönlich äußerst muthiger Mann, aber ein eben so schlechter General, der seinen Fähigkeiten nach höchstens ein Bataillon hätte commandiren können. Da die englischen Scharfschützen von der Division Brown mit ihren sicher schießenden Rifflebüchsen besonders nach unseren Officieren zielten, so fielen eine Menge derselben. Auch mich traf eine Kugel mitten auf die Brust. Sie war jedoch schon zu matt, um durch den dick wattirten sogenannten „Tscherkessenrock," den ich der Kälte wegen unter dem Mantel trug, dringen zu können,

und so erhielt ich nur eine leichte Contusion. Mein Mantel ward außerdem noch von zwei Kugeln getroffen. Da unsere Artillerie jetzt auch schon aufgefahren war und lebhaft schoß, und die englischen Feldbatterien eben so lebhaft antworteten, so mischte sich der Donner der Kanonen immer häufiger in das Knattern der Flintenschüsse. Dazwischen Trommelwirbeln, Trompetengeschmetter, Hurrahrufen, Rosseschnauben, Waffengeklirr, Commandoworte, Stöhnen, ja lautes Schmerzensgeschrei der Verwundeten; kurz, es war das unbeschreibliche, die Nerven aufregende, für Jeden, der es einmal gehört hat, unvergeßlich bleibende Getöse der großen Feldschlacht.

Um diese Zeit ward ich mit einer Meldung an unsern commandirenden General von Dannenberg gesandt. Er hielt auf einer Anhöhe, hinter den Batterien der ersten Linie; die feindlichen Kugeln schlugen rechts und links um ihn ein, und tödteten oder verwundeten viele Adjutanten, Ordonnanzen und Pferde in seiner unmittelbaren Nähe. In Folge der anfänglich begangenen groben Fehler hinderten sich unsere Linien auf dem engen Terrain, auf welchem die Schlacht geschlagen wurde, oft gegenseitig ungemein, und auch der General Dannenberg hatte die Oberleitung fast gänzlich verloren.

Wir hätten die Engländer trotzdem doch noch entschieden besiegt, wenn nicht jetzt die Franzosen ihnen eine sehr wirksame Hülfe geleistet hätten. Mit der großen Schnelligkeit und Gewandtheit, welche die französischen Landtruppen so sehr auszeichnen, war gleich anfänglich der zunächststehende General Bosquet mit einigen Bataillonen den Engländern zu Hülfe geeilt.

In vollem Laufe, unter jubelndem „vive l'empereur," waren gleich beim Beginn des Kampfes mehrere Compagnien der französischen Chasseurs de Vincennes herbeigekommen, und ihre Büchsen hatten schon manche Russen getroffen. Auch

zwei französische reitende Batterien hatten gleich anfänglich gehörigen Antheil am Kampfe genommen.

Gegen elf Uhr Morgens, nachdem der wüthende Kampf bereits über vier Stunden unaufhörlich getobt hatte, und wir sowohl wie die Engländer sichtbar ermattet waren, kamen zwei neue vollständige französische Divisionen in das Gefecht.

Sogleich gewann die Sache eine ganz andere, leider aber für uns ungünstige Gestaltung. Die französischen, noch ganz neuen Truppen griffen ihrer Gewohnheit nach mit großem Ungestüm an. Besonders die dichten Plänklerketten der Zuaven und Chasseurs schwärmten in unserer größten Nähe und nahmen unsere einzelnen Officiere förmlich zur Zielscheibe, was sie um so ungestrafter thun konnten, da unsere Soldaten mit ihren schlechten Gewehren sie doch nur zufällig zu treffen vermochten. Sichtbar ermuthigt durch diesen Beistand der Franzosen griffen die Engländer nun mit verstärktem Muthe uns von Neuem an. So wurden unsere schon sehr geschwächten Linien allmählich immer weiter zurückgedrängt, und Jeder, der nur gesunde Augen im Kopfe hatte, konnte sehen, daß die Schlacht für uns verloren sei, und es jetzt nur noch gelte, einen ehrenvollen Rückzug zu erkämpfen. Manche unserer Regimenter hatten furchtbar gelitten, und fast die Hälfte ihrer Soldaten, und mehr noch ihrer Officiere, fehlte in den Gliedern. Trotzdem wichen und wankten sie nicht, und es ist vorgekommen, daß einzelne Compagnien, welche abgeschnitten waren, sich lieber von den Engländern zusammenhauen ließen, als daß sie sich ergaben. Ueberhaupt kämpften alle Russen gegen die Engländer vorzugsweise mit der äußersten Wuth, und gaben denselben selten Pardon, wie sie sich auch nicht von ihnen gefangen nehmen ließen. Der gegenseitige Haß der Franzosen und Russen war lange nicht so groß.

Gegen Mittag gab der General von Dannenberg den Befehl zum Rückzug. Zuerst mußte die Artillerie abfahren, die ein

sehr schwieriges Terrain bis nach Sebastopol zu passiren hatte. Die beiden Regimenter Wladimir und Susdal von unserer Division, die bisher noch gar nicht im eigentlichen Gefecht gewesen waren, obgleich sie durch die in ihre Glieder fliegenden Kanonenkugeln schon manchen Verlust erlitten hatten, erhielten nun den Befehl, den Rückzug gegen den überlegenen Andrang der Feinde zu decken. Ich befand mich bei dieser braven Schaar und war mit einer der Letzten, die das blutgetränkte Schlachtfeld von Inkerman verließen.

In so ruhiger Ordnung, als geschähe dies auf dem Exercirplatz, marschirten wir unter dem heftigen Feuer der in Masse gegen uns andrängenden Feinde zurück. Alle Augenblicke wurde Halt gemacht und Bataillonssalven gegen die Andrängenden gegeben, was diese doch stets in ziemlich angemessener Entfernung hielt. Wiederholt machten wir noch eine Bajonnetattaque gegen die Feinde, und zeigten ihnen, daß der Muth unserer Soldaten noch nicht im Mindesten gebrochen sei. Die französischen Chasseurs d'Afrique versuchten auch bei dieser Gelegenheit noch einen Angriff auf die beiden letzten Bataillone des Regiments Wladimir zu machen. Diese formirten aber auf der Stelle Carrés und zeigten eine so feste Haltung, daß die französischen Reiter nicht anzugreifen wagten. Gerade bei einem solchen Rückzug zeigt sich die feste Disciplin der russischen Truppen auf die vortheilhafteste Weise, und verhindert, daß jemals eine unordentliche Flucht vorkommen kann, wie dies bei allen anderen Armeen, und besonders auch der französischen, schon häufig geschehen.

Am späten Abend langte ich wieder in Sebastopol an. Körperlich war ich ungemein erschöpft, meine Brust schmerzte von dem Anprall der Kugel, und geistig hatte mich die unverkennbare Niederlage, welche wir so eben erlitten, ungemein niedergedrückt. Unsere Truppen hatten mit dem äußersten Muthe gekämpft,

unsere Verluste waren ungeheuer gewesen; an Todten und Verwundeten hatten wir allein an 250 Officiere und an 9000 Soldaten verloren, und doch war kein einzig nennenswerther Erfolg von uns errungen worden. Wir hatten zwar den Feinden bedeutende Verluste zugefügt, allein unsere entschiedene Niederlage konnte durch keine noch so künstliche Dialektik bestritten werden. Es war auch unverkennbar, daß diese bei Inkerman erlittene Schlappe ungemein demoralisirend auf alle dabei gewesenen Truppen einwirkte. Sie hatten das Vertrauen auf ihre Führer wie auf ihre Waffen verloren, und man konnte häufig hören: „Wir sind gewiß so muthig wie die da drüben, aber mit unseren schlechten Gewehren und unseren unwissenden Generalen, die nichts verstehen als Paraden zu commandiren, können wir im freien Felde nicht gegen die Franzosen fechten.“ Die gemeine Mannschaft raisonnirte vielleicht weniger in der Art, aber besonders unter den Subalternofficieren konnte man dergleichen und selbst noch viel schärfere Urtheile nur zu häufig vernehmen. Hätte der Kaiser Nicolaus Alles, was jetzt in Sebastopol über ihn und seine Herrschaft gesprochen wurde, hören können, er würde wahrlich nicht stolz darüber gewesen sein.

Unser Leben ging nun wieder seinen früheren Gang weiter, doch erhielten wir jetzt in dem schlechten Wetter einen mächtigen Bundesgenossen, der den Feinden ungleich mehr schadete, als unsere Kugeln dies vermochten. Der Regen strömte jetzt mehrere Tage unaufhörlich vom Himmel hernieder, und der Sturmwind heulte dabei vom schwarzen Meere, als wolle er ganz Sebastopol umblasen. Zwar litten unsere Soldaten draußen in den Bastionen auch sehr von diesem Regen, und wer vierundzwanzig Stunden die Wache gehabt hatte, der konnte schon von Beschwerden, welche er ertragen mußte, erzählen; allein wir hatten doch in Sebastopol trockene und warme Räume in Menge, was bei den Engländern und Franzosen draußen in ihren Zeltlagern

entschieden nicht der Fall war. Dieses schlechte Wetter hatte die feindlichen Laufgräben auch vielfach mit Wasser angefüllt und den Batteriebauten Schaden zugefügt, so daß das Bombardement gänzlich eingestellt wurde und, kleine Scharmützel, welche fast jede Nacht zwischen unseren Freiwilligen und den feindlichen Trancheenwachen vorfielen, abgerechnet, ein ganz friedlicher Zustand herrschte. Die Noth in dem englischen Lager sollte, wie uns die zahlreichen Deserteure versicherten, sehr groß sein.

Es fehlte den Soldaten an warmen Uniformen, heilen Stiefeln, regendichten Zelten, kräftigen Nahrungsmitteln, geschickten Aerzten, kurz an All' und Jedem, was einem Heere im Felde nöthig ist. Und dabei mußte dieses stets so übermüthige England ganz ungeheuere Summen für seine hungernden und frierenden Soldaten bezahlen. Unordnung und Bestechlichkeit in dem englischen Verwaltungswesen sollen aber auch ganz entsetzlich gewesen sein. Es zeigte sich bei dieser Gelegenheit so recht überzeugend, welchen Verderb es einem Staate bringe, wenn er statt Ehre nur schmutzige Gewinnsucht kennt, und statt von Ritterlichkeit nur von niedrigem Krämergeist in allen seinen Handlungen geleitet wird. Diese schlechte Verpflegung, die jetzt herrschte, bewirkte denn auch, daß im englischen Lager schon ansteckende Seuchen ausgebrochen waren, die täglich viele Opfer forderten. Dazu kam, daß diese unwissenden, vornehmen englischen Officiere, die nur Sportsmen, aber keine Soldaten sein wollten, sich um ihre Mannschaft gar nicht bekümmerten, oder wenn sie dieses wirklich thaten, auch nicht das Allermindeste davon verstanden, was dieser eigentlich hätte von Nutzen sein können. Die englische Armee wäre hier vor Sebastopol ohne den Beistand der Franzosen, die sie bei jeder Gelegenheit mit Rath und That unterstützten, entschieden verloren gewesen, und im eigentlichsten Sinne des Wortes verhungert und verkommen.

Es hat Zeiten gegeben, wo Lord Raglan nicht mehr acht-

tausend Mann unter den Waffen aufzustellen vermochte, so sehr war sein Heer schon zusammengeschmolzen. Die englische Cavalerie hatte ihre großen, schönen, für den Friedensgebrauch zwar vortrefflichen, für den Krieg aber, wegen ihrer Verzärtelung und Verweichlichung höchst ungenügenden Pferde schon fast sämmtlich verloren, und vermochte theilweise kaum noch mit 600 Pferden auszurücken. In größter Eile mußten die englischen Lieferanten in der Türkei und Wallachei Pferde aufkaufen und nach der Krim schicken, damit die englischen Cavaleristen nicht zuletzt sämmtlich zu Fuß gingen. Komisch sah es aus, wenn diese kleinen türkischen Klepper die großen schweren englischen Reiter tragen und neben den hohen Blutpferden in Reih' und Glied gehen mußten. Trotz ihres elenden Aussehens hielten diese türkischen Pferde aber ungleich besser als die englischen Blutpferde aus. Im Frühling ward die englische Armee noch mit zwei leichten Cavalerieregimentern, welche über Egypten direct aus Indien kamen, verstärkt. Diese waren mit trefflichen persischen Pferden beritten.

Die gräuliche Unordnung und die dadurch entstandene Noth im englischen Lager bewirkten auch, daß viele englische Soldaten, und zwar sehr häufig Irländer, aber fast niemals Schottländer, zu uns desertirten. Da ich ziemlich geläufig englisch spreche, so mußte ich auch häufig diese englischen Deserteure ausfragen. Es waren übrigens in der Regel rohe, versoffene Kerle, die wahrlich auf keiner höheren Culturstufe standen, als unsere gemeinen russischen Soldaten. Wir sandten diese Deserteure gewöhnlich in das Innere des Landes.

Komisch ist es, daß ich jetzt hier im conföderirten Heere einen englischen Unterofficier habe, der damals 1854 vor Sebastopol zu uns desertirte und später längere Zeit auf der russischen Flotte als Dampfmaschinengehülfe gearbeitet hat. Es ist indeß ein roher, versoffener Kerl, dabei aber von verwegenem Muthe,

der mindestens schon ein Dutzend Unionisten mit dem Kolben zusammengeschlagen hat.

Ganz anders wie im englischen Lager sah es in dieser Hinsicht bei den Franzosen aus. Sie waren mit warmen zweckmäßigen Winterkleidern gut versehen, wurden reichlich genährt, und zeigten die große praktische Gewandtheit der ächten Feldsoldaten. Besonders waren die französischen Officiere in ihrer eifrigen Sorge für das' Wohl ihrer Soldaten unübertrefflich, und verstanden dabei ihren Dienst gründlich. Die sehr zweckmäßige Einrichtung des französischen Heeres, das über die Hälfte aller Subalternofficiere aus bewährten gedienten Unterofficieren bestand, welche sich die Officiergrade durch ihre eigenen Verdienste erworben hatten, während bei den Engländern nur vornehme Geburt oder vieles Geld dazu berechtigte, zeigte sich bei dieser Gelegenheit recht bemerklich. Diese gute Vorsorge für das Wohl der Soldaten bewirkte auch, daß die französischen Regimenter verhältnißmäßig nur sehr wenig Menschen durch Krankheiten verloren und stets vollkommen gefechtstüchtig blieben. Als später das englische Heer durch Krankheit und Elend so zusammengeschmolzen war, daß es seinen Dienst nicht mehr verrichten konnte, mußten die Franzosen einen großen Theil des englischen Dienstes mit versehen. Es was dies eine tiefe, aber nur zu wohlverdiente Schande für das freche, übermüthige England. Französische Soldaten desertirten verhältnißmäßig sehr wenig zu uns, und wenn dies geschah, so waren es gewöhnlich solche, welche entweder wegen eines begangenen Vergehens eine Strafe fürchteten, oder Fremdenlegionäre. Von Letzteren kamen viele zu uns. Unter diesen zu uns desertirten Soldaten der französischen Fremdenlegion befand sich auch ein früherer Bekannter von mir, dessen Wiedersehen mich aber gerade nicht sonderlich erfreute. Er war der Sohn einer vornehmen, adelsstolzen freiherrlichen Familie, die sich in letzter Zeit in Preußen durch ihre zur Schau

getragene äußere Frömmigkeit und ultra-reactionäre Gesinnung absichtlich einen bekannten Namen erworben hatte, und besuchte mit mir als Fähndrich die Divisionsschule. Er war das Muster eines eleganten, übermüthigen, von Hochmuth auf seinen Namen erfüllten Cavaleriefähndrichs, der sich sogar etwas zu vergeben glaubte, wenn er zu genauen Umgang mit seinen bürgerlichen Kameraden von der Cavalerie hielt, sonst aber ein gescheidter, gewandter Mensch, der besonders eine sehr scharfe Zunge und einen treffenden Witz besaß. In meinem damaligen Leichtsinn verkehrte ich viel mit ihm, und wir bewohnten sogar einige Monate eine gemeinsame Wohnung, obgleich ich eigentlich innerlich keine sonderliche Hochachtung vor ihm empfand. Nachdem er sein Officierexamen, begünstigt durch seinen klaren Kopf, gut bestanden hatte, war er wieder bei seinem Regimente eingerückt, und sollte eben zum Lieutenant befördert werden, da wurde er in einer größeren Gesellschaft, in welcher sich auch mehrere Gutsbesitzer befanden, und wo hoch Hazard gespielt wurde, beim falschen Spiel ertappt. Es gab argen Skandal, und ein etwas angetrunkener Gutsbesitzer, den er stark geplündert hatte, warf ihn endlich zur Thür hinaus. Natürlich, daß der so Gezüchtigte nicht Officier bei seinem Regimente werden konnte. Zwar setzte seine einflußreiche Familie alle Hebel an, um die Sache möglichst zu vertuschen, und die geheimsten Canäle der Protection, wie sie nur bei Höfen vorkommen können, wurden benutzt, um ihn wenigstens noch bei der Infanterie unterzubringen, allein glücklicher Weise gelang dies nicht, die Sache war doch zu öffentlich geworden, und der Ehrlose wurde verdientermaßen aus der Armee weggejagt. Er trieb sich nun unter allen möglichen Vorwänden als Spieler von Fach umher, hatte schon Aussicht, Hofcavalier an irgend einem Hofe zu werden, wozu er sich auch vortrefflich geeignet hätte, allein der Fürst, der ihn nehmen wollte, erfuhr den Grund seiner Entfernung aus der preußischen Armee noch

rechtzeitig genug, um ihn nicht zu berücksichtigen, und er ward dann Croupier an der öffentlichen Bank in irgend einem deutschen Badeort. Im Jahre 1849 wollte er gern in die schleswig-holstein'sche Armee eintreten, allein der General von Bonin, der über seine frühere Vergangenheit unterrichtet war, schlug ihm natürlich diesen Eintritt ab.

Diesen weggejagten Fähndrich traf ich jetzt plötzlich als desertirten Corporal der Fremdenlegion in Sebastopol. Mit seiner gewöhnlichen bodenlosen Unverschämtheit wollte er mich ohne Weiteres anreden, ja mir sogar die Hand geben. Ich wandte ihm aber, wie es sich gebührte, verächtlich den Rücken, sandte ihm aber später, da ich hörte, daß er ganz von Geld entblößt sei, einige Goldstücke. Auf seinen Wunsch ward er in das Innere von Rußland gesandt. Wie ich später hörte, hat er sich dort in das Vertrauen eines vornehmen russischen Fürsten hineinzuschwindeln gewußt und ist von diesem zum Intendanten seines Haushalts befördert worden. Wie dieser Russe wohl von dem Schuft betrogen wird!

Die Infanteriedivision, welcher ich eigentlich zugetheilt war, garnisonirte jetzt nicht mehr in Sebastopol, sondern im Hüttenlager außerhalb der Stadt; da ich aber vielfach mit zur Aufsicht bei den Befestigungsarbeiten, die unter des jetzt zum Obersten beförderten Todtleben's vortrefflicher Oberleitung mit unermüdlichem Eifer fortgesetzt wurden, verwandt war, so blieb ich vorläufig noch in der Stadt. Mir war dies in vielfacher Hinsicht sehr erwünscht. Je mehr Bekannte ich erhielt, desto angenehmer gestalteten sich jetzt alle meine Verhältnisse. Ich traf unter den russischen Officieren einen Kreis so wahrhaft gebildeter, gesellig angenehmer und dabei von wahrer ritterlicher Gesinnung erfüllter Männer, wie solche nur in irgend einem europäischen Heere gefunden werden konnten. Ueber die unendlich vielen Mißbräuche im Heere und die daraus entstehenden Schwächen täuschten sich

diese Officiere nicht im Mindesten, schrieben solche zumeist dem despotischen Regierungssystem des Kaisers Nicolaus zu, und suchten dieselben, so weit dies in ihren Kräften stand, möglichst zu mindern. So gestaltete sich denn allmählich in der Praxis in Sebastopol Vieles ungleich besser, als man es eigentlich hätte erwarten sollen. Wo irgendwie nur intelligente Oberste und Hauptleute waren, da ließen diese von dem starren Mechanismus des Dienstes nach, und behandelten ihre Soldaten als Menschen, und nicht als bloße Sclaven. Da sich nun alle Truppentheile, bei denen eine größere Beweglichkeit stattfand, und welche humane Vorgesetzten hatten, weitaus am Besten schlugen, diejenigen aber, bei denen das starre Nicolaus'sche System am Unverändertsten gehandhabt wurde, den geringsten Nutzen brachten, so fand das Beispiel Ersterer eine immer größere Nachahmung. So ist diese Belagerung von Sebastopol von unermeßlichem Einfluß für die ganze spätere Organisation der russischen Armee geworden, und von da an datirt sich eine gänzlich neue, ungleich bessere Periode derselben.

Unsere Verluste theils durch Krankheiten, theils aber durch die Feinde, obgleich das Bombardement in der letzten Zeit fast gänzlich geschwiegen hatte, waren übrigens sehr bedeutend, und die meisten Truppentheile zählten nicht mehr als die Hälfte ihres Sollbestandes in den Gliedern. Wir erhielten zwar jetzt sehr häufig frischen Ersatz aus dem Innern von Rußland, doch kam kaum die Hälfte der Mannschaften, die von dorther abmarschirt waren, in wirklich dienstfähigem Zustande bei uns an. Solcher Marsch durch die Steppe, bei grundlosen Wegen, abscheulichem Wetter und leider nur zu oft sehr schlechter Verpflegung, kostete entsetzlich viele Menschen. Die Soldaten, welche glücklich bei uns anlangten, waren aber oft durch die erlittenen Strapazen so geschwächt, daß sie erst vieler Wochen bedurften, bevor sie sich so weit wieder erholt hatten, um im Dienst verwandt werden zu

können. Viele trugen aber schon den Keim des Typhus in sich, und kamen blos in Sebastopol an, um dort in die Hospitäler zu gehen und zu sterben. Auch mit dem Proviant sah es jetzt oft sehr mißlich aus, und wir lebten schlecht und theuer, obgleich wir eigentlichen Mangel niemals litten, und Grütze und Pökelfleisch, wenigstens für uns Officiere, stets vorhanden waren. Wir ließen uns jedoch durch alle dergleichen Unannehmlichkeiten nicht stören, in allen unseren dienstfreien Stunden ein möglichst vergnügtes Leben zu führen. Guter Thee, starker Rum und harter Schiffszwieback zum Einbrocken waren immer in unserem Quartier in genügender Menge vorhanden, und so saßen wir denn die Abende oft bei den dampfenden Gläsern, plauderten über Allerlei, erzählten uns die verschiedenen Erlebnisse unseres oft sehr wechselvollen Lebens, und lachten und sangen mitunter bis in die späte Nacht hinein, wobei meine deutschen Lieder stets den verdienten Beifall fanden. Es waren dies sehr trauliche, angenehme Stunden, an die ich noch oft, wie überhaupt an die ganze Zeit, welche ich in Sebastopol verlebte, mit wahrem Vergnügen zurückdenke. Auch an Damen, welche die Würze jeder wahren Geselligkeit bilden sollen — obgleich ich nachgerade dahin gekommen bin, daß ich auf diese Würze sehr gern verzichte — fehlte es uns in der Festung nicht gänzlich, wenn natürlich auch auf ein weibliches Wesen stets über hundert Männer kamen. Mehrere verheirathete russische Marineofficiere, Aerzte und Militärobedbeamte hatten ihre Familien in der Stadt gelassen, weil sie wohl nicht recht gewußt hatten, wohin sie solche flüchten sollten, wie denn auch hin und wieder unternehmungslustige Frauen von Officieren ihre Männer besuchten, obgleich dies eigentlich streng verboten war. Doch was war im russischen Heere Alles verboten, das trotzdem ziemlich öffentlich geschah! Je mehr harte und drückende Gesetze gegeben werden, desto häufiger ge-

schehen auch deren Uebertretungen; dies wird man nicht allein in jedem Lande, sondern auch in jedem Heere finden.

Unter den russischen Officierfrauen, welche ich in Sebastopol kennen gelernt hatte, war mir besonders eine Lievländerin, die Gattin eines Capitäns der Flotte, sehr angenehm. Es war eine artige, fein gebildete, ungemein liebenswürdige Frau, die früher viel gereist und in den vornehmsten Salons der europäischen Hauptstädte gelebt, bis die Liebe zu ihrem Manne, ebenfalls einem geborenen Liev- oder Esthländer, sie hierher an die Gestade des schwarzen Meeres geführt hatte. Sie lebte in der glücklichsten Ehe, war Mutter von zwei kleinen reizenden Mädchen, und hielt einen sehr angenehmen Salon, in dem wir deutschen Officiere gern und viel verkehrten, um bei einer Tasse Thee zu plaudern und viel Musik zu treiben. Frau von S*** spielte meisterhaft das Clavier, und begleitete mich oft, wenn ich deutsche Lieder sang. Im Frühling erkrankte leider das älteste Kind, ein wirklich reizendes kleines Mädchen von acht Jahren, am Typhus und starb. Die trostlose Mutter hatte sich bei der rastlosen Pflege der Tochter auch den Keim des Todes geholt und war wenige Tage später ebenfalls eine Leiche. Wir begruben sie unter dem Donner der Kanonen, als eben die Feinde Sebastopol auf das Heftigste bombardirten. Den Ausdruck des Schmerzes, mit welchem der Gatte dem Sarge, der jetzt das Theuerste barg, was er auf Erden besessen hatte, folgte, werde ich niemals vergessen. Wenige Wochen später fiel er, von einer feindlichen Kugel getroffen.

Die Freundin der Frau von S*** war eine kleine, muntere und redselige Lübeckerin, die Gattin eines Oberarztes. Sie hatte zwar lange nicht den vornehmen Anstand und die geistige Bildung der Ersteren, doch mochten wir Officiere sie ihrer großen Gutmüthigkeit und stets muntern Laune wegen sehr gern leiden, und sie war oft unsere Vertraute bei verschiedenen kleinen Ge-

heimnissen, was ihr stets sehr schmeichelte. Ihr Mann, ebenfalls ein Deutscher, war von großer, starker Gestalt, aß sehr viel, lieber, als daß er sprach, was er gern der stets redseeligen Zunge seiner besseren Hälfte überließ, konnte aber, wenn er nicht zu bequem dazu war, einen seltenen trockenen Humor entwickeln, der uns Alle oft in das herzlichste Lachen versetzte. Wenn er die Art und Weise des Fürsten Mentschikoff copirte, mußte selbst der eingefleischteste Hypochondrist in ein Gelächter ausbrechen.

Die Frau eines anderen russischen Flottenofficiers verkehrte ebenfalls ziemlich häufig in diesem Kreise. Sie war eine Griechin von der Insel Chios und hatte mit die schönsten dunklen Augen und das glänzendste schwarze Haar, welches ich jemals gesehen habe. Leider war sie gänzlich ungebildet und konnte außer ihrer Muttersprache nur nothdürftig französich und italienisch radebrechen, daher wir uns gerade nicht viel mit ihr zu unterhalten vermochten. Sie verstand jedoch zur Mandoline reizende griechische Volkslieder zu singen, denen wir oft und gerne lauschten. Ihre junge sechszehnjährige Schwester, welche sie bei sich hatte, war fast noch schöner als sie, und wirklich das beste Modell einer zarten Sylphide, welches ich jemals gesehen habe. Es ward ihr von mehreren Officieren stark gehuldigt, und es fehlte nicht an kleinen Eifersuchtsscenen, die fast zu einem Duell geführt hätten, wenn die Betreffenden nicht zuletzt vernünftig gewesen wären, einzusehen, daß es jetzt weit besser sei, wenn sie ihr Leben dem Vaterlande widmeten, als daß sie sich gegenseitig todtschößen. Ein junger, reicher Russe, der als Lieutenant bei der Cavalerie diente, trug endlich den Preis davon und verlobte sich mit der schönen Anastasia. Leider sollte die Freude des Brautstandes nicht allzulange dauern, denn der glückliche Bräutigam fand in der Schlacht an der Tschernaja den Soldatentod. Die Braut weinte zwar vierzehn Tage recht sehr, fand dann aber, daß die Thränen ihr nur ihre schönen Augen verderben könnten,

und verlobte sich einige Wochen später schon mit einem andern russischen Officier. Auch dieser ward bei dem letzten Sturm auf Sebastopol erschossen. Jetzt ward dem Mädchen das Verloben mit den Söhnen des Mars doch zu stark, sie zog ihnen die Jünger Merkur's, die eine friedliche Beschäftigung haben, vor, und heirathete einen alten reichen griechischen Bankier in Constantinopel.

Bei Frau v. S. feierten wir vier bis fünf deutsche Officiere auch ein recht gemüthliches, fröhliches Weihnachtsfest nach ächt deutscher Sitte. Wir hatten uns mit vieler Mühe einige grüne Zweige von einer Art Fichte zu verschaffen gewußt und daraus einen hübschen Christbaum mit Lichtern, vergoldeten Aepfeln und anderen Zierathen aufgeputzt. Wir beschenkten uns gegenseitig mit kleinen Gaben, wie sie nur eben in der Stadt zu haben waren, und Frau v. S. hatte Jedem von uns Officieren ein Paar schöne warme seidene Plüschhandschuhe gestrickt, die uns bei unserm Dienst in den kalten Winternächten vortrefflichen Nutzen leisteten. Die zwei kleinen Mädchen jubelten vor Freude über den reichen Tannenbaum; wir Anderen waren auch alle heiter und voll guter Dinge, kurz, es war ein Fest, bei dem man hätte glauben können, daß wir uns mitten in Deutschland auf einem friedlichen Landgut, und nicht in einer von 50,000 Feinden belagerten Festung, um welche an vierhundert schwere Geschütze bereit standen, jeden Augenblick Mord und Verderben zu schleudern, befänden. An den Ernst des Krieges sollten wir aber nur zu bald erinnert werden. Einer der bei dem Weihnachtsfeste anwesenden Officiere, ein hübscher blühender, frischer Jüngling von kaum neunzehn Jahren, der einzige Sohn einer Pfarrerswittwe in Kurland, mußte um zehn Uhr Abends uns verlassen, um die Wache auf einer der äußersten, am Meisten gefährdeten Bastionen zu beziehen. Lachend und scherzend nahm er noch von uns Abschied, und zog sogleich die von Frau von S. ihm

geschenkten warmen Handschuhe an, um sie, wie er sagte, würdig einzuweihen. Ich war am andern Morgen kaum aufgestanden, so wurde er schon als Leiche bei unserm Fenster vorbeigetragen. Einer der französischen verwegenen Scharfschützen, die sich des Nachts bis dicht an unsere Werke heranschlichen, um ihre verderblichen Kugeln in diese zu senden, hatte ihn mitten durch die Brust geschossen, so daß er alsbald todt war. Er mußte zuletzt noch mit der Hand nach der Wunde gegriffen haben, denn sein Handschuh an der rechten Hand war ganz vom Blut roth gefärbt.

In unserem Obercommando war Anfangs December eine sehr glückliche Veränderung vor sich gegangen. Der Fürst Mentschikoff war zuletzt geistig so verstimmt und körperlich so leidend gewesen, daß er sich fast gar nicht mehr sehen ließ und um seinen wichtigen Posten nur wenig kümmerte. Der üble Ausgang der beiden Schlachten an der Alma und bei Inkerman hatte sein Selbstvertrauen gebrochen und ihn jeder weiteren kühnen Offensivbewegung gänzlich abgeneigt gemacht. So benutzte er denn die schlimme Lage, in welcher sich unsere Feinde befanden, gar nicht, ließ keine Ausfälle unternehmen, und beschränkte sich auf eine reine passive Vertheidigung. So konnte aber die Sache unmöglich länger fortgehen, und es war dringend nothwendig, daß hierin eine Aenderung eintrat. Der Kaiser hatte denn jetzt den General Baron Osten-Sacken hergesandt, um speciell die in und um Sebastopol befindlichen Landtruppen zu commandiren, während der Fürst Mentschikoff nach wie vor Oberbefehlshaber der Flotte und aller in der ganzen Krim befindlichen Truppen — wenigstens dem Namen nach — blieb. Es war zwar der Parthei der altrussischen Officiere jetzt sehr unangenehm, daß fortan ein General mit deutschem Namen und aus den deutschen Ostseeprovinzen sie commandiren solle, doch fühlten alle wirklich energische Männer sehr bald den großen Vortheil dieser Veränderung. Der General Sacken war ein feuriger, tüchtiger General, der

sogleich ein ganz anderes Leben in die Besatzung zu bringen wußte. Fast allnächtlich fanden jetzt mehr oder minder bedeutende Ausfälle statt, die, wenn sie auch keine großen, entscheidenden Resultate lieferten, doch die Feinde ungemein beunruhigten, sie zur fortgesetzten Wachsamkeit zwangen, ihnen vermehrte Anstrengungen auferlegten und dadurch den Gesundheitszustand ihrer Truppen verschlechterten. Selten kamen die freiwilligen Soldaten, welche diese Ausfälle gemacht hatten, auch zurück, ohne ein paar Gefangene mitzubringen, oder sie hatten feindliche Kanonen vernagelt, oder sonst unseren Gegnern irgend wie einen Schaden zugefügt. Uebrigens hatten auch die Franzosen, weniger die Engländer, Schaaren von kühnen Freiwilligen gebildet, die Tag und Nacht vor unseren Werken umherschwärmten, mit ihren weit und sicher treffenden Büchsen in die Schießscharten unserer Bastionen hineinschossen und uns manchen Verlust zufügten. So fand außer dem großen Krieg mit den Geschützen auch noch ein kleiner Vorpostenkrieg statt, und fast jede Nacht knallten die Büchsen oder Revolver, oder klirrten die Säbel im erbitterten Kampfe gegen einander.

Anfang Januar, wo das Regenwetter in eine strenge Kälte umgeschlagen war, nahmen die Verbündeten die Belagerungsarbeiten mit vermehrter Kraft wieder auf. Der Kaiser Napoleon war im höchsten Grade zornig, daß dieses Sebastopol, das man anfänglich so ohne Weiteres nehmen zu können glaubte, nun schon so lange erfolgreichen Widerstand leistete, und hatte seinen berühmtesten Ingenieur-General Niel gesandt, um die Belagerung mit aller Kraft zu betreiben. Auch neue französische Truppen rückten jetzt an, und die Regimenter erhielten nicht blos Ersatzmannschaften, um ihre vielen Lücken auszufüllen, sondern zwei frische Divisionen kamen aus Frankreich herbei. Ja, eine Division seiner erst neu formirten Kaisergarde sandte Louis Napo-

leon sogar hieher, damit sie sich die ersten Lorbeeren in der Krim erwerben möge.

Auch England raffte an Soldaten zusammen, was es nur irgend wie vermochte, und öffnete theilweise seine Zuchthäuser, um ihre Insassen in die Uniformen stecken zu lassen. Da die englische Armee nur durch Werbung ergänzt wurde, so fehlte es an ausgebildeten Recruten, und die Kerle, die so eben erst den rothen Rock auf den Leib gezogen hatten, wurden ohne Weiteres nach der Krim geschickt. So geschah es denn, daß die französischen Regimenter, welche guten Ersatz erhielten, allmählich besser, die englischen aber entschieden schlechter wurden. Anfänglich hatten die Engländer sich wenigstens mit vielem Muthe geschlagen; zuletzt geschah dies aber auch nicht mehr, und sie kämpften so schlecht, daß unsere Soldaten die äußerste Verachtung gegen sie hegten. Desto raubgieriger und roher betrugen sie sich dafür, mißhandelten die Gefangenen, und plünderten und raubten, wo sie nur konnten. Auch die von uns gefangenen Engländer waren häufig so frech und insolent, daß man schon gehörige Mittel anwenden mußte, um ihnen jetzt ihre Lage begreiflich zu machen. Tüchtige Hiebe waren das Beste, und ich habe mich wiederholt gezwungen gesehen, die stolzen, oder richtiger unverschämten, Söhne des freien Altenglands ganz gehörig durchkarbatschen zu lassen. Ganz anders waren die französischen Gefangenen, immer höflich, gewandt und sich mit vielem Humor in ihre unangenehme Lage findend. Auch die gefangenen französischen Officiere betrugen sich stets als anständige Männer und wahre Soldaten, während unter den englischen nur zu viele rohe Flegel waren, die wahrlich besser in einen Krämerladen, als in die Uniform gepaßt hätten.

Siebentes Kapitel.

Der Tod des Kaisers Nicolaus. Eindruck dieser Nachricht auf die Besatzung von Sebastopol. Veränderungen. Beginn der besseren Witterung. Unsere Verhältnisse. Fremde Freischaaren. Die türkischen und sardinischen Truppen im Lager der Verbündeten. Vermehrte Thätigkeit der Belagerer und häufige Gefechte. Das Bombardement vom 6. Juni und der feindliche Sturmangriff. Ungeheuere gegenseitige Verluste. Der Sturmangriff am 18 Juni. Meine schwere Verwundung. Transportirung auf die Nordseite der Festung. Die russischen barmherzigen Schwestern. Einnahme der Südseite von Sebastopol.

Im Monat März traf plötzlich die Nachricht ein, daß der Kaiser Nicolaus ganz unerwartet gestorben sei. Schon einen Tag zuvor hatte man sich verstohlen in die Ohren geflüstert, der Kaiser sei bedenklich erkrankt, doch waren dies Alles nur Muthmaßungen gewesen. Der erste Eindruck, den diese Todesnachricht des gewaltigen Herrschers auf das Heer und besonders auf das Officiercorps ausübte, war ein sehr verschiedener. Geliebt wurde der verstorbene Kaiser von Niemandem, da er ja auch keine Liebe erstrebt hatte; gefürchtet von Allen, aber dabei wegen seiner Energie vielfach geachtet; daß er niemals einen für Rußland schimpflichen Frieden unterzeichnen, sondern lieber bis zum Aeußersten fechten würde, wußten Alle, und gerade diese Festigkeit verursachte, daß das Heer seinen Despotismus auch leichter ertrug, als dies sonst der Fall gewesen wäre. So war fast der erste Ausruf, den jeder Officier bei der Nachricht seines Todes that: „Wenn unser neuer Kaiser nur am Ende keinen schimpflichen Frieden schließt, und wir Sebastopol übergeben müssen, ohne es bis auf das Aeußerste vertheidigt zu haben.“ Diese Furcht vor einem zu schnellen Friedensschluß verursachte, daß der neue Kaiser anfänglich bei den Truppen in der Krim nicht sonderlich populär war — wenn ich mich dieses in der letzten Zeit sehr gemißbrauchten Wortes hier bedienen darf. Als aber diese Furcht verschwunden war und wir sahen, daß der Krieg

mit gleicher Energie wie früher fortgeführt wurde, da geschah es allmählich, als wenn Alle sich von einem schweren Druck, der bisher auf uns gelastet hatte, befreit fühlten. Der starre Mechanismus wurde ersichtlich lockerer, und die besonderen Günstlinge des verstorbenen Kaisers, mit geringen Ausnahmen lautter unfähige, blos zum äußern Paradedienst brauchbare Officiere, sanken immer mehr in der allgemeinen Achtung. Gar mancher aufgeblähte General und Oberst, der, früher auf die kaiserliche Gunst pochend, alle seine Untergebenen mit rücksichtsloser Härte behandelt hatte, bekam jetzt gar scharfe Worte zu hören, und die Mißstimmung gegen Einzelne war so groß, daß sie gezwungen wurden, ihren Abschied zu nehmen. Das war denn für diese leeren Paradehelden, die sich bisher ihren hohen Rang und ihre lange Reihe von glänzenden Orden blos auf dem Friedensfelde errungen hatten, und die das, was ihnen an innerer Tüchtigkeit abging, durch äußere Grobheit ersetzen wollten, wie dies häufig der Fall sein wird, ein gar harter Schlag. Ueberhaupt trat hier bei der russischen Armee in Sebastopol die ganz eigenthümliche Erscheinung hervor, daß bei wirklichen Commandos oft auf den eigentlichen Rang sehr wenig Rücksicht genommen wurde. So wurden z. B. die Ausfallexpeditionen von hundert bis zweihundert, ja drei- bis vierhundert Mann in der Regel von jungen Lieutenants oder nur Fähndrichs, oder Midshipmen der Flotte befehligt, während Oberste oder sonstige Stabsofficiere als bloße Statisten bei Seite geschoben wurden. Auch gemeine Soldaten, z. B. der berühmte Matrose Koschka, der sich im kleinen Kriege so sehr auszeichnete, wurden von Allen mehr geehrt, als manche Officiere. Schiller's schöne Verse:

„Im Kriege da ist der Mann noch was werth,
Da wird ihm das Herz wohl erwogen,
Da tritt kein Anderer für ihn ein,
Nur sich selber vertraut er da ganz allein"

fanden hier in Sebastopol in der Wirklichkeit ihre volle Anwendung.

Leider trat um diese Zeit wieder ein Wechsel im Obercommando ein. Der General Graf Osten-Sacken, der sich durch seine Energie und Tüchtigkeit das allgemeine Vertrauen des unternehmungslustigen Theils unserer Officiere erworben hatte, ward durch den Fürsten Gortschakoff ersetzt. Warum dies geschah, habe ich eigentlich niemals ergründen können, und glaube, daß dieser Wechsel in Folge der Intrigue der altrussischen Parthei, die keinen deutschen General mit deutschem Namen an der Spitze des Heeres wissen wollte, erfolgte. Der Fürst Mentschikoff, der in der letzten Zeit wegen Kränklichkeit und innerer Verstimmung ganz unsichtbar gewesen war, hatte jetzt den Oberbefehl gänzlich niedergelegt und sich aus Sebastopol entfernt. Ich sah ihn ohne Bedauern scheiden, und ein gleiches Gefühl hegte auch wohl die große Mehrzahl aller Officiere.

Mit den neuen Truppen hatte der Kaiser Napoleon aber auch einen neuen Oberbefehlshaber nach der Krim gesandt, den wegen seiner Wildheit und Rücksichtslosigkeit allgemein bekannten Marschall Pelissier. Da nun auch das Wetter allmählich wieder besser wurde, so fing gleichfalls bald das feindliche Bombardement mit verstärkter Heftigkeit von Neuem an. Es krachte und sauste in der Luft von Bomben und schweren Vollkugeln; unsere Bastionen wurden stark beschädigt, aber immer von Neuem wieder mit unermüdlichem Eifer ausgebessert, und besonders der viel genannte Malakoffthurm litt entsetzlich unter dem Feuer der Belagerer. Ein harter Verlust für uns war der Tod des Admirals Istomin, der beinahe auf der gleichen Stelle wie der Admiral Korniloff erschossen wurde. Wir verloren überhaupt jetzt wieder sehr viele Soldaten und Officiere, fügten aber auch den Feinden den empfindlichsten Schaden zu.

Mit einer früher nie dagewesenen Heftigkeit begann das Bom-

bardement besonders am 9. April, und wurde Tag und Nacht ununterbrochen bis zum 22. April fortgesetzt. Es war das eine ungemein schwere Zeit für uns, die schon feste Nerven erforderte, um sie glücklich bestehen zu können. Ueber zwanzigtausend schwere Geschosse warfen die feindlichen Batterien während dieser vierzehn Tage in die Festung, mehrere Tausend Soldaten unserer Garnison wurden getödtet oder verwundet, und an hundertundfünfzig Geschütze demontirt. Aber unsere Standhaftigkeit ward dadurch nicht im Mindesten erschüttert, für die erschossenen Soldaten rückten neue an deren Stelle, die demontirten Geschütze wurden durch frische aus den Magazinen der Flotte ersetzt, und die Vertheidigung ging unerschütterlich fort. Ich selbst ward während dieses Bombardements durch einen Dachziegel, den eine platzende Bombe herabgeschleudert hatte, an der Schulter verletzt. Ich rieb mir die Contusion täglich mit starkem Ameisenspiritus ein, wobei mein russischer Bedienter dann regelmäßig den Rest, der in der Flasche übrig geblieben war, mit vielem Behagen austrank, und trug den geschwollenen Arm einige Tage in der Binde, ohne mich jedoch sonst in meinem Dienst dadurch stören zu lassen.

Einer ungleich ärgeren Gefahr entging ich durch einen glücklichen Zufall. Ich hatte kaum unser Quartier verlassen, als eine große Bombe mit sausender Gewalt durch das Dach des Hauses fuhr, in unser Schlafzimmer fiel, und dort, Alles zerreißend und zerschmetternd, zerplatzte. Ein kleiner, hübscher, englischer Pinscher, der sich in der Alma-Schlacht zu mir verlaufen und mich seitdem fast niemals verlassen hatte, ward wunderbarer Weise von dieser allgemeinen Zerstörung nicht getroffen, obgleich das Bett, unter dem er gelegen, in tausend Splitter zersprengt war.

Bald nach dieser Zeit nahm ich auch als Freiwilliger an einem größeren nächtlichen Ausfall Antheil. Wir drangen in die feindlichen Laufgräben ein, und zerstörten zwei Kanonen,

wurden dann aber von einer starken Abtheilung französischer Chasseurs mit gefälltem Bajonnet angegriffen. Es kam zu einem blutigen Kampfe Mann gegen Mann, wobei mir ein französischer Chasseur sein Bajonnet durch den Mantel stieß, von mir aber dafür einen so heftigen Säbelhieb über den Schädel erhielt, daß er sogleich zusammenstürzte. Langsam kämpfend zogen wir uns gegen Morgen wieder zurück, und hatten den Feinden vielleicht den gleichen Verlust zugefügt, den wir selbst erlitten, wie denn überhaupt bei all' dergleichen Ausfällen niemals viel herauskam. Und doch waren sie gut, denn sie dienten wesentlich dazu, den Geist unserer Truppen zu beleben und die Leute frisch und und munter zu erhalten, was sonst bei einer lange anhaltenden Belagerung entschieden nicht der Fall gewesen wäre. Unsere Verluste waren jetzt allmählich schon so groß geworden, daß aus zwei Bataillonen stets eins formirt werden mußte, und dies noch nicht immer die etatsmäßige Stärke hatte. Von den 10,000 Matrosen und Seesoldaten der Flotte des schwarzen Meeres war jetzt kaum noch die Hälfte dienstfähig.

Ein sehr blutiges Gefecht, von dem ich ebenfalls Augenzeuge war, ohne jedoch mit in den eigentlichen Kampf zu kommen, fand in der Nacht auf den 22. Mai statt. Unter dem Befehl des Generals Ghruleff wurden sechs Infanterieregimenter, unter denen die beiden Regimenter Minsk und Uglitz unserer Division, zusammengezogen, um eine Contre-Approchenlinie gegen die feindlichen Werke zu führen. Wir hatten kaum diese Arbeit begonnen, als sich starke französische Colonnen uns näherten und unsere Soldaten Gräber und Schaufel wieder mit dem Gewehre vertauschen mußten. Mit gefälltem Bajonnet drangen französische Voltigeurs und Chasseurs auf unsere vordersten Truppen ein, fanden aber sogleich den lebhaftesten Widerstand. Mitten im nächtlichen Dunkel tobte nun ein wüthender Kampf einige Stunden hin und her, ohne daß von beiden Seiten irgendwie ein

entscheidender Erfolg errungen werden konnte. Bald warfen wir die Feinde, bald sie uns wieder. Schüsse fielen nur wenig, und die Bajonnette mußten den größten Theil der blutigen Arbeit verrichten. Besonders das Uglitz'sche Regiment kam in einen sehr heftigen Kampf mit feindlicher Uebermacht und wußte trotz des großen Verlustes seine Stellung siegreich zu behaupten. Gegen Morgen gingen wir nach dem Verlust von ungefähr 2000 Mann an Todten und Verwundeten wieder in die Festung zurück, und brachten an 150 französische Gefangene mit zurück. Es befanden sich hierunter auch mehrere deutsche Soldaten von der französischen Fremdenlegion, die mit in dem Kampfe gewesen waren. Einer von ihnen, ein starker, wildbärtiger Mann, rief mich bei Namen an, und gab sich mir als einen ehemaligen schleswig-holstein'schen Soldaten, der 1848 bei meiner Compagnie gestanden hatte, zu erkennen. Ich hätte ihn nicht wiedergekannt, erinnerte mich jetzt jedoch seines Namens und gab ihm nun einiges Geld. Weiteres konnte ich selbst beim besten Willen nicht für ihn thun.

In diesem Gefechte fielen übrigens zwei mir näher bekannte Officiere. Ueberhaupt lichtete sich der Kreis meiner Bekannten durch die fast täglichen Gefechte, welche wir hatten, und die vielen Verluste, die das feindliche Bombardement uns zufügte, ungemein. Wenn man Jemanden einige Tage nicht gesehen hatte, und frug nach ihn, so bekam man fast immer die stereotype Antwort: „ist gefallen" oder „liegt verwundet im Lazareth." Es war merkwürdig, wie allmählich die Gewohnheit gegen alle dergleichen Eindrücke abstumpfte. Wir betrachteten uns zuletzt fast Alle als Todescandidaten und dem baldigen Untergange verfallen, und so kam es gar nicht mehr darauf an, ob dies nun etwas früher oder später geschah. Auch unsere Soldaten wurden immer mehr von einer gewissen apathischen Gleichgültigkeit gegen den Tod ergriffen. Die gefährlichsten Wachen in den Außenwerken, wo man sicher sein konnte, daß kaum die Hälfte davon

unverletzt zurückkommen würde, wurden mit einer Ruhe und Gleichgültigkeit bezogen, als handle es sich darum, eine gewöhnliche Thorwache in einer Friedensgarnison zu besetzen. Eigentliche Feigheit habe ich überhaupt fast niemals bei einem russischen Soldaten gesehen.

Der Frühling war jetzt wieder mit seiner vollen Pracht eingezogen, und eine grüne Rasendecke breitete sich über die weiten Gräber, in denen bereits schon gar viele Tausende tapferer Soldaten den ewigen Schlaf schliefen; die Luft war lau und mild, und der goldene Schein der südlichen Sonne funkelte oft gar verlockend auf den blauen Wellen des Meeres. Für die Verbündeten, die in ihren Zeltlagern campirten, war dieser Frühling sehr erwünscht, und sie schienen sich sichtbar jetzt zu erholen. Für uns in Sebastopol war dies aber lange nicht in gleichem Grade der Fall. Zwar litten wir bei unserm Dienst in den Werken nicht mehr so viel von der Witterung, als während des Winters, allein die immer kürzer werdenden Nächte erlaubten uns nun auch nicht mehr, die Beschädigungen, welche die feindlichen Kugeln angerichtet hatten, wieder so gut auszubessern, als dies während des Winters geschehen war. So wäre es für unsere Vertheidigung sehr erwünscht gewesen, wenn der Winter nur noch einige Monate angehalten hätte. Auch gestatteten die kurzen Nächte jetzt nicht mehr so viele kleine Ausfälle, als früher stattgefunden hatten. Mit vermehrter Kraft setzten aber jetzt seit dem Eintritt der bessern Witterung die Verbündeten ihr Bombardement fort. Es war wirklich oft ein entsetzliches Krachen, und die Geschosse aller Art flogen wie Hagelkörner so dicht um uns herum, daß es fast einem Wunder glich, wenn nicht Alles getroffen worden. Unsere Verluste waren auch nicht gering, und beliefen sich allein durch die feindlichen Kugeln durchschnittlich jeden Tag über hundert Mann. Auch Krankheiten traten immer häufiger auf, und die Hospitäler reich-

ten nicht mehr aus, die ungeheuere Zahl der Kranken und Verwundeten zu fassen. Dazu kam, daß es jetzt mit dem Proviant immer knapper wurde. Die ganze Krim war schon längst völlig aufgezehrt, und da uns die Zufuhr auf dem Meere abgeschnitten war, so mußte Alles, was die ganze Armee mit ihren Pferden bedurfte, auf kleinen Wagen aus dem Innern Rußlands herbeigeschafft werden. Wein, Cigarren, und selbst auch Thee, kosteten bereits so unerschwingliche Preise, daß ich sie mit meiner bescheidenen Kasse nicht mehr zu bezahlen vermochte, und mich größtentheils von den mir gelieferten Rationen ernährte. Da ich in der Festung ohnehin keiner Pferde bedurfte, so verkaufte ich die beiden mir zugehörigen zu einem ziemlich ansehnlichen Preise. Auch an feinem Tuch und sonstigen Uniformsstücken trat bald sehr großer Mangel ein, und alles Derartige war entsetzlich theuer. Wir Officiere sparten daher die Ueberreste unserer guten Uniformen für besonders feierliche Gelegenheiten, und trugen für gewöhnlich Röcke aus dem groben Commißtuch der Soldaten, aber mit unseren Officiersabzeichen.

Hatten wir uns in Sebastopol während des Winters ungleich besser als die Verbündeten befunden, so war jetzt deren Lage wieder viel behaglicher als die unsrige. Die ungehinderte Schifffahrt auf dem Meere stand ihnen offen, und wir konnten oft von den Höhen durch unsere Fernröhre die vielen Transportschiffe erkennen, welche nach dem Hafen von Balaklava segelten, um dort die besten Sachen aus ganz Europa für unsere Feinde zu landen. Gar manche neidische Blicke folgten ihnen nach, und besonders unsere Seeleute bedauerten aufrichtig, daß sie nicht mit kleinen schnellsegelnden Schiffen hinaus durften, um so als Kaper zwischen diese feindlichen Transportschiffsflotten hereinzubrechen. In dunkeln Nächten hätten kleine kühne Kaperschiffe gewiß hier reiche Beute machen können. Unser Hafen war aber fast hermetisch geschlossen, und selbst die

Fischerboote durften nicht zum Fange hinaus fahren. Diese Maßregel erregte viel Mißvergnügen, wie denn überhaupt unser jetziger Oberbefehlshaber, der Fürst Gortschakoff, nichts weniger als beliebt war. Besonders die Ueberreste der Flottenbemannung, welche wir noch besaßen, liebten ihn gar nicht. Der Liebling der Flotte war der Admiral Nachimoff, der Nachfolger von Korniloff. Auch er ward in Sebastopol erschossen, so daß allein drei Admirale während dieser Belagerung den Soldatentod fanden. Versagte ihnen auch ein ungünstiges Geschick, an Bord ihrer Schiffe zu kämpfen, so zeigte diese tapfere Mannschaft der Flotte des schwarzen Meeres, vom ersten Admiral bis zum letzten Schiffsjungen herab, durch ihre Thaten während der ganzen Belagerung, daß sie zu den besten Truppen gehörte, welche Rußland nur jemals besessen hat. Freilich hatte sie sich früher niemals des besondern Wohlgefallens des Kaisers Nicolaus zu erfreuen gehabt.

Wir hatten in der letzten Zeit aber nicht blos reguläre Truppen zur Ergänzung erhalten, sondern auch irreguläre Freicorps, besonders aus Griechen gebildet; dann waren tschernomorische Scharfschützen und selbst Kaukasier zu uns gekommen, so daß ein buntes Gemisch der verschiedensten Trachten und Uniformen sich zeigte. Freilich glänzende Paraden konnten nicht mehr mit uns angestellt werden, denn alle Uniformsstücke waren natürlich durch den fast unaufhörlichen Dienst bei Tag und bei Nacht auf das Aeußerste abgerissen und schmutzig geworden.

Doch auch unsere Gegner hatten sich jetzt, wo der letzte Entscheidungskampf um den Besitz des stolzen Sebastopols immer näher rückte, auf alle mögliche Weise zu verstärken gesucht. So war nunmehr auch eine ziemlich zahlreiche türkische Armee in die Krim eingerückt, und ich sah wiederholt türkische Gefangene in die Festung einbringen. Die russischen Officiere, welche 1853 bis 1854 den Feldzug an der untern Donau mitge-

macht hatten, lobten die Türken wegen ihres Muthes und ihrer Ausdauer sehr, und auch bei der erfolglosen Belagerung von Silistria hatten sie alle Stürme der Russen siegreich abgeschlagen. Freilich war der russische Obergeneral, Fürst Paskewitsch, damals schon ein fast kindisch gewordener Greis, und der Chef des Ingenieurwesens, General Schilder, ein mehr als halber Narr, so daß es unverantwortlich vom Kaiser Nicolaus genannt werden mußte, solchen unfähigen Männern den Oberbefehl eines Heeres anzuvertrauen.

Hier in der Krim täuschten die Türken jedoch alle Erwartungen, welche man von ihrer Kriegstüchtigkeit gehegt hatte, gänzlich, schlugen sich bei jeder Gelegenheit fast noch schlechter als die Engländer, wurden von den Franzosen mit der gleichen Verachtung, wie sie ihren englischen Bundesgenossen zeigten, behandelt, und traten völlig in den Hintergrund. Ich wüßte mich hier auch keiner einzigen Gelegenheit zu erinnern, bei welcher die Türken eine nur irgendwie nennenswerthe Rolle gespielt hätten.

Allgemeines Erstaunen erregte es bei uns, als wir hörten, daß auch 15,000 Sardinier gelandet wären, um die Reihen unserer Feinde verstärken zu helfen. Besaß denn das sonst stets so prahlerisch-übermüthige England, das große, glänzende Frankreich, noch dazu im Bunde mit der Türkei, nicht Macht genug, um das nur allein auf sich und seine eigene Kraft angewiesene Rußland besiegen zu können? Hatte man doch schon Oesterreich an uns zu hetzen gesucht, und die stets treulose und erbärmliche österreichische Politik hatte zum Dank für die leider im Jahre 1849 in Ungarn geleistete russische Hülfe jetzt eine mehr als zweideutige Rolle gegen Rußland gespielt, so daß über 80,000 Mann der besten russischen Truppen, Gewehr im Arm, unthätig an der galizischen Grenze stehen mußten. Und nun gar noch die Sardinier! Was ging denn dem König Victor Emanuel dieser ganze Kampf

an? Wann war er jemals von Rußland beleidigt worden, um diesem den Krieg zu erklären? Abgesehen von dieser politischen Abenteuerlichkeit, die sie jetzt in der Krim zu fechten zwang, wurden die sardinischen Truppen wegen ihrer Ausrüstung, Manövrirfähigkeit und sonstiger militärischer Tüchtigkeit sehr gelobt. Ich selbst habe ihnen niemals gegenübergestanden, doch von Kameraden, die in der Tschernajaschlacht gegen sie kämpften, wiederholt gehört, daß sie hinsichtlich ihrer Manövrirfähigkeit die Engländer weit übertreffen und schon mit den Franzosen wetteifern sollten.

Da England trotz aller seiner Prahlerei es jetzt nicht mehr vermochte, seine Truppen im eigenen Lande zu ergänzen, wenn es auch die ärgsten Taugenichtse in Uniform steckte, so erwarb es nur für sein schweres Geld fremde Hülfslegionen. So las ich denn auch in den Zeitungen, die ziemlich regelmäßig, wenn auch freilich sehr verspätet bei uns eintrafen, daß ein deutsches Corps von 6000 Mann, größtentheils von früheren schleswig-holstein'schen Officieren befehligt und von dem früheren schleswig-holstein'schen Oberstlieutenant von Stutterheim organisirt, in englische Dienste treten solle. Der Gedanke, daß ich gegen viele meiner ehemaligen Kriegskameraden aus Schleswig-Holstein kämpfen müsse, war mir freilich nicht angenehm, doch ließ sich jetzt nichts daran ändern. So lange ich russischer Officier war und die russische Uniform trug, durfte ich keinen andern Gedanken hegen, als für die Ehre der russischen Sache mit allen meinen Kräften zu kämpfen; dies verlangte meine Soldatenpflicht, und ich durfte mich nicht viel darum bekümmern, gegen welchen Feind es nun auch immerhin sei. Politische Begeisterung hatte die ehemaligen Schleswig-Holsteiner eben so wenig jetzt unter die englische Fahne geführt, wie mich solche unter die russische; sie waren Glückssoldaten, wie ich einer war, und so konnten wir es denn nicht ändern, wenn das Kriegsgeschick es so fügte, daß wir auch als Feinde uns gegenüberstehen mußten. Da der Krieg übrigens schon beendet

war, als diese deutsche Legion in englichen Diensten im Orient anlangte, so focht ich diesmal nicht gegen meine alten Kameraden. Hier im Kriege in den ehemaligen Vereinigten Staaten von Nordamerika habe ich übrigens nur zu häufig schon Deutschen und selbst auch persönlichen Bekannten gegenübergestanden; denn bei uns wie bei den Unionsstaaten fechten gar viele Deutsche. Seit Hunderten von Jahren haben aber schon Deutsche gegen Deutsche im blutigen Streite ihre Schwerter erklirren lassen, und ich fürchte, dies wird noch so lange geschehen, bis wir erst ein einiges, großes, mächtiges Deutschland, das nur von einem einzigen deutschen Kaiser regiert wird, besitzen. Geschehen wird dies einst ganz sicherlich; daß unsere jetzige Generation aber bereits ein solch mächtiges, im Auslande wahrhaft geachtetes und nicht, wie es jetzt leider stets geschieht, verspottetes Deutschland erlebt, möchte ich aus gar manchen Gründen stark bezweifeln.

In je besserer materieller Lage sich die Verbündeten nun in ihren Lagern vor Sebastopol befanden, und je stärker sie sich fühlten, desto lebhafter griffen sie uns nun auch wieder an.

So begann am Nachmittag des 6. Juni wieder eine ungemein heftige Kanonade gegen die Korniloff-Bastion, welche überhaupt mit den gefährdetsten Theil aller unserer Werke bildete. Ich befand mich zufällig gerade in diesem Werke, als das Kanoniren anfing. Als wenn die Hölle ihre Pforten geöffnet hätte und die Erde vertilgen wolle, so krachte und blitzte und brauste es von allen Seiten; zu Dutzenden rissen oft die feindlichen Vollkugeln aus den Riesengeschützen der Feinde unsere zur Besteckung aufgestellten Infanteristen zusammen; aber mit festem Tritt rückten immer wieder neue Soldaten in die entstandenen weiten Lücken ein. Auch die Bedienungsmannschaft unserer Geschütze, aus Matrosen der Flotte bestehend, mußten wiederholt gewechselt werden, so viele Verluste waren hier vorgekommen. Es sah furchtbar in der Batterie aus, das Blut war wirklich zu förm-

lichen kleinen Lachen zusammengelaufen, und man konnte vor todt und verwundet daliegenden Menschen kaum noch gehen. Ich selbst ward von dem Gehirn und dem Blute eines jungen Marineofficiers, mit dem ich mich gerade unterhielt, als eine feindliche Kugel ihm den Kopf zerschmetterte, ganz im Gesicht überspritzt, so daß ich kaum die Augen öffnen konnte. Da es an anderem Wasser fehlte, um mir diese Blutflecke abzuwaschen, so schöpfte ich mir etwas Wasser aus den Eimern, die an den Geschützen standen und in denen die Kanoniere mitunter ihre Kanonenwischer vom Pulverschleim reinigten. Dieses Wasser war aber fast ganz schwarz, und ich sah nun wie ein Neger im Gesicht aus, so daß unwillkürlich alle Soldaten laut an zu lachen fingen, und ich auch mitten in dem Kanonengebrüll in dieses herzliche Gelächter mit einstimmte.

Als die Dämmerung eintrat, begannen die Feinde Bomben in die Stadt und die Werke zu werfen. Diese großen feurigen Bomben, von denen oft über zwanzig Stück zu gleicher Zeit in weiten Bögen durch die dunkle Luft flogen, gewährten ein großartiges Schauspiel, über welches man sich hätte freuen können, wenn es uns nur nicht so viele Verluste zugezogen hätte.

Es brach an mehreren Stellen in der Stadt Feuer aus, und auch unsere Werke litten sehr. Bei diesem Bombardement fand selbst der früher schon erwähnte Marinecapitän, in dessen Familie wir ein so frohes Weihnachtsfest gefeiert hatten, seinen Tod.

Unaufhörlich dauerte das Bombardement die ganze Nacht fort, so daß an keine Ruhe zu denken war. Als es wieder hell wurde, fingen die Feinde von Neuem mit Vollkugeln zu schießen an, und fuhren hierin ohne Unterbrechungen fast den ganzen Tag fort. Wir wurden zuletzt von dieser fortgesetzten Anstrengung so mitgenommen, daß wir uns kaum noch auf den Füßen zu halten vermochten. Auch die Verluste wurden immer größer, und

ganze Compagnien waren schon so zusammengeschmolzen, daß sie vom Dienst zurückgezogen werden mußten.

Jetzt endlich, nachdem wir hinlänglich matt und mürbe geworden war, begann der Marschall Pelissier den Sturmangriff. Vier französische Divisionen des Bosquet'schen Armeecorps waren hierzu bestimmt, während die Türken und einige englische Truppen als Reserve dienen sollten.

Wie durch einen Zauberschlag schwiegen plötzlich alle französischen Geschütze, und mit lautem „vive l'empereur“ stürzten die feindlichen Sturmcolonnen aus ihren Laufgräben gegen die zunächst gelegenen russischen Redouten vor. Zwar schmetterten unsere Kartätschenschüsse noch viele der Stürmenden zusammen, allein die Uebrigen ließen sich dadurch nicht aufhalten und drangen bald in unsere Werke ein, deren zerschossene Außenwände ein leichtes Ueberklettern gestatteten. In den Werken selbst kam es noch zu einem mörderischen Kampfe. Unsere Soldaten suchten sich zwar nach besten Kräften zu vertheidigen, allein sie waren theils in der Minderzahl, theils auch von der unaufhörlichen Anstrengung der letzten Tage müde und matt, und so geschah es, daß wir zwei mächtige Redouten, eine Mörserbatterie und die sogenannte Kamtschatka-Lunette verloren. Das waren für die Feinde sehr wichtige Erfolge, die sie freilich mit ungeheuren Opfern erkaufen mußten. Jetzt wollten die Franzosen auch die wichtige Korniloff-Bastion erobern, allein hier empfing sie ein so heftiges Kartätschenfeuer, daß sie nach wiederholten starken Verlusten wieder zurück mußten.

Auch aus der Kamtschatka-Lunette warfen wir sie noch einmal hinaus, wurden aber durch einen zweiten heftigen Sturm genöthigt, dieses Werk zuletzt gänzlich zu räumen. Für die fernere Vertheidigung von Sebastopol waren diese Verluste sehr bedeutend, denn die Feinde konnten nun ihr Feuer aus noch größerer Nähe und mit verheerender Gewalt auf uns richten.

Ueber drei tausend Officiere und Soldaten hatten wir wieder bei dieser einzigen Gelegenheit verloren, und von meinen Bekannten hatten abermals mehrere den Kriegertod gefunden. Schien es doch, als sollten wir Alle diesem Loose verfallen sein.

Am 8. Juni wurde auf Wunsch der Feinde ein sechsstündiger Waffenstillstand geschlossen, um die Todten begraben zu können. Auf dem Raume zwischen der Korniloff-Bastion und den eroberten Redouten lagen noch einige Hundert französische und russische Leichen, welche in Verwesung überzugehen und dann die Luft zu verpesten drohten. Ihre Begrabung war daher für beide Theile gleich erwünscht, und so ward denn dieser Waffenstillstand gern abgeschlossen. Jetzt trat ein komisches Verhältniß ein. Vor einigen Stunden hatten wir noch mit den Franzosen in erbitterter Wuth gefochten, und jetzt wanderten wir gemüthlich, als wenn wir die besten Freunde wären, unter einander umher. Es wurden sowohl einige Hundert russische wie französische unbewaffnete Soldaten dazu befehligt, die Leichen theils fortzuschaffen, theils zu begraben, und es konnte nicht fehlen, daß sie bei diesem Geschäft in gegenseitige Berührung mit einander kamen. Unterhalten konnten sich diese Soldaten freilich nicht, da sie sich nicht zu verständigen vermochten, allein sie tranken sich Branntwein aus ihren Flaschen zu, tauschten Tabak aus, ja einige, die wohl schon etwas angetrunken sein mochten, fingen an mit einander zu tanzen oder sich zu umarmen. Besonders ein Tschernomore und ein alter Zuave, die schon mehrere Wochen lang in dem kleinen Krieg einander persönlich gegenüber gestanden hatten und sich dadurch kannten, trieben jetzt gegenseitig alle möglichen Possen mit einander.

Auch von den französischen Officieren geriethen viele mit uns in ein lebhaftes Gespräch, und wir waren augenblicklich so zuvorkommend gegen einander, als wenn wir Kameraden befreundeter Heere und nicht erbitterte Feinde wären. Ich unterhielt

mich besonders lange mit zwei sehr liebenswürdigen französischen Artillerieofficieren. Sie fragten mich, ob ich auch ein geborener Russe sei, und waren erstaunt, als ich ihnen mittheilte, ich wäre ein Preuße. Der eine dieser Artillerieofficiere ließ aus seiner Batterie eine Flasche Champagner und Gläser holen, und wir stießen gegenseitig auf unsere Gesundheit an. Dabei erzählten uns diese Herren, wie kalt und unbehaglich es im Winter bei ihnen gewesen, wie angenehm es hingegen jetzt sei.

Die beiderseitigen Signale verkündeten endlich, daß die Zeit des Waffenstillstandes abgelaufen sei, und Alle sich in ihre verschiedenen Bastionen zurückzuziehen hätten. Wir schüttelten uns zuletzt als gute Freunde mit den französischen Officieren noch die Hände, grüßten auf baldiges Wiedersehen, und beide Theile trennten sich dann. Kaum eine Stunde später donnerten schon wieder die französischen Kanonen gegen uns, und unsere Batterien erwiderten dieses Feuer auf das Heftigste.

Mit den Engländern hätten wir entschieden einen so freundlichen Verkehr während des Waffenstillstandes nicht unterhalten, da sowohl wir Officiere, und mehr noch unsere Soldaten, sie ungleich mehr als die Franzosen haßten. Ihre Officiere sind auch in der Regel zu roh oder öfters noch zu anmaßend, als daß ein angenehmer Verkehr mit ihnen stattfinden könnte.

Der Marschall Pelissier besaß unläugbar große Energie, und so ließ er denn von nun an die Kanonade bei Tage und das Bombardement bei Nacht fast unausgesetzt fortsetzen. Gewiß für viele Millionen Francs allein an Geschossen aller Art haben die Franzosen während dieser Belagerung gegen Sebastopol geschleudert.

Mit einer ganz ungewöhnlichen Heftigkeit begann besonders am 17. Juni das Feuer wieder. „Die Franzosen werden sicherlich wieder einen Sturmangriff unternehmen und uns zuvor recht mürbe machen wollen," war die allgemeine Ansicht aller Officiere.

Bald sollten auch die Ereignisse zeigen, daß wir uns hierin nicht getäuscht hatten. Der Graf Osten-Sacken, der zu unser Aller Freude jetzt wieder die Oberanführung des Heeres in Sebastopol übernommen hatte, während der Fürst Gortschakoff Generalcommandant in der Krim blieb, traf mit großer Vorsorge die nöthigen Anstalten, den Feinden einen recht warmen Empfang zu bereiten.

In der größten Stille wurden am Abend des 17. Juni an 37 Feldbataillone und mehrere Batterien Artillerie an den geeigneten Stellen hinter den Bastionen aufgestellt, um die Feinde, wenn sie wirklich in diese eingedrungen sein sollten, sogleich wieder zurückzutreiben.

Ich selbst befand mich auf der Bastion No. 2, wo vier Bataillone des Wladimir'schen und Susdal'schen Infanterieregiments aufgestellt waren.

Um die Feinde desto sicherer zu machen, mußten unsere Batterien gegen Abend absichtlich immer schwächer antworten, als wenn ihre meisten Geschütze schon demontirt wären. Die Franzosen hörten inzwischen mit dem Schießen mit Vollkugeln ebenfalls auf, warfen aber, wie sie dies stets in den Nächten zu thun pflegten, wieder eine Masse Bomben in die Stadt. Damit es den Feinden nicht verrathen wurde, daß eine so große Masse Truppen in den Werken aufgestellt sei, durften die Soldaten weder laut sprechen, Tabak rauchen oder sonst irgendwie das mindeste Geräusch machen. Die Gewehre in Pyramiden aufgestellt, lagen die meisten Soldaten schweigend auf dem Boden ausgestreckt. Viele schliefen, — vielleicht den letzten Erdenschlaf, — andere flüsterten leise mit einander.

Es war eine schöne, warme, stille Sommernacht. Am tiefblauen Himmel funkelten die Sterne in hellem Glanze, und das Meer schlug leise rauschend an das Ufer. In schweigendes Nachdenken versunken, stand ich lange an ein Geschütz in der Bastion gelehnt, und ließ die wechselvollen Bilder meiner so sehr

bewegten Vergangenheit noch einmal in meinem Gedächtniß vorüberziehen. Eine ganz eigenthümlich ernste Stimmung, wie ich solche früher nur selten vor meinem Gesichte gehabt hatte, beherrschte mich an diesem Abend; ich hatte das feste Gefühl, daß ich einer außergewöhnlichen Gefahr entgegengehen mußte, und wäre ein Geistlicher zugegen gewesen, ich hätte sehr gern mein Gewissen in einer aufrichtigen Beichte gegen ihn erleichtert. So freilich konnte ich mir nur selbst beichten.

Wohl über eine Stunde mochte ich so in schweigendes Nachdenken versunken verbracht haben, da legte sich leise eine Hand auf meine Schulter, und eine Freundesstimme flüsterte in mein Ohr: „Wie ernst, Kamerad. Freuen Sie sich, wir werden die Feinde diese Nacht noch gehörig empfangen. So eben ist dem Graf Osten-Sacken durch eine auf dem Mackenzieberge aufgestiegene Rakete, die dort einer der Unseren aufsteigen ließ, die Gewißheit geworden, daß unsere Muthmaßungen sich nicht getäuscht haben, und der Marschall Pelissier noch in dieser Nacht den Sturmangriff beabsichtigt. Wie wollen wir die Uebermüthigen aber zurückwerfen." Der Sprecher war ein lieber Kamerad von mir, der als Officier im Wladimir'schen Regimente diente. Er war der Sohn eines alten Obersten und von Jugend auf Soldat gewesen. Ich ertheilte ihm hin und wieder deutschen, und er mir dafür wieder russischen Unterricht, und Lehrer wie Schüler waren stets gegenseitig mit einander sehr zufrieden. Bei der letzten Erstürmung von Sebastopol hat auch er den Soldatentod gefunden. Schade um ihn, denn er war ein Officier von den glänzendsten, militärischen Anlagen, und dabei von einem feurigen Ehrgeiz beseelt, der alle Fähigkeiten dazu besaß, um dereinst noch einmal ein bedeutender Feldherr des russischen Heeres zu werden, wenn das Glück ihn begünstigt hätte.

Ich ging nun mit diesem Kameraden noch längere Zeit in leisem Gespräch vor der Bastion auf und ab, und wir tauschten

Beide unsere Hoffnungen und Befürchtungen über das, was uns wahrscheinlich die nächsten Stunden schon bringen würden, mit einander aus.

Gegen halb drei Uhr Morgens, als schon der Tag so weit graute, daß man die nächsten Gegenstände recht gut erkennen konnte, feuerten plötzlich die französischen Batterien, die zuletzt nur hin und wieder einige Bomben, gleich als geschehe dies nur zur Kurzweil, geworfen hatten, mit einer Salve alle ihre schweren Geschütze ab. Die Erde bebte förmlich von dieser gewaltigen Erschütterung, ein sausender Hagel von gewichtigen Geschossen fuhr über uns hin, und gar manche Soldaten wälzten sich schon in ihrem Blute. Fast unmittelbar darauf wirbelten in den französischen Trancheen die Sturmtrommeln, die Signalhörner schmetterten ihre gellenden Töne, und mit laut jubelndem „vive l'empereur" stürmten im Laufschritt starke Massen Infanterie gegen unsere Bastion vor. Wir waren eben schon bereit, ihnen einen würdigen Gegengruß zu bieten. Auch bei uns wirbelten die Alarmtrommeln, fest und sicher trat die Mannschaft in die Glieder, die Matrosen der Flotte, welche die Geschütze bedienten, stellten sich neben diese, und als die Feinde nun so in die rechte Schußweite gekommen zu sein schienen, da krachten die Kartätschensalven in sie hinein, und unsere hell knatternden Bataillonssalven halfen deren Wirkung noch mehr verstärken. Einen so warmen Empfang hatten die Soldaten des Kaisers Napoleon freilich nicht hier erwartet; er mäßigte wesentlich ihren Ungestüm, und sie gingen in ziemlicher Unordnung eben so schnell, wie sie gekommen waren, wieder zurück, zahlreiche Todte und Verwundete zurücklassend. Ein jubelndes Hurrah unserer Soldaten begleitete ihren Rückzug. „Das war prächtig," jubelte in lauter Freude der junge Officier des Wladimir'schen Regiments, und rief seiner Mannschaft zu: „Wie glücklich und stolz bin ich, daß der Kaiser so tapfere Soldaten, wie Ihr seid, für unser Regiment gegeben hat."

So leichten Kaufs ließen sich aber die Franzosen hier nicht abweisen. Eine abermalige Salve aller ihrer Geschütze krachte in unsere Bastion hinein. Eine französische Feldbatterie war mit keckem Muthe auf einer Höhe unweit der Seleginsky-Redoute aufgefahren, und die Kartätschensalven, die sie von da herab in unsere Bastion hineinfeuern konnte, fügten uns große Verluste zu. Ich war bis dicht an die Brüstung herangetreten und lehnte mich etwas über diese hinweg, um zu sehen, ob die zurückgeschlagene französische Infanterie noch einen zweiten Sturmangriff versuchen wolle, als ich wieder das Feuer aus den Mündungen der feindlichen Geschütze aufblitzen sah. In demselben Augenblick fast fühlte ich mich auch an zwei Stellen meines Körpers getroffen. Oben an der linken Schulter war eine Kartätschenkugel durchgeschlagen, während eine andere Kugel, die wahrscheinlich von dem Eisenbeschlag eines unserer Geschütze zurückgeprallt sein mußte, seitwärts meinen linken Schenkel gestreift und eine lange, tiefe, blutige Furche in dessen Fleisch gerissen hatte. „Jetzt habe ich auch meinen Theil abbekommen!“ rief ich dem neben mir stehenden Marineofficier, der die Geschütze befehligte, zu, und wollte zurückwanken. Kaum einen Schritt mochte ich gethan haben, da ward es mir plötzlich ganz schwarz vor den Augen; ich verlor die Kraft, taumelte wohl einige Secunden hin und her, und stürzte zusammen, wobei ich mir noch an der Kante einer Geschützlafette ein Loch in die Stirn schlug. Ich hatte das Bewußtsein verloren, und weiß nicht, wie lange ich hier gelegen haben mag. Ein stechender Schmerz in meiner verwundeten Schulter weckte mich endlich aus dieser Betäubung auf. Ich lag auf einem Sandhaufen unweit der Batterie, und ein russischer Bataillonsarzt bemühte sich, aus meiner Schulterwunde einige Fetzen von dem blauen Wollenhembe, das ich trug, die von der Kugel mit hineingerissen worden waren, herauszuziehen, was mir diesen Schmerz bereitet hatte. Der erste

Blick meiner Augen traf einen mir näher bekannten Adjutanten, der unsern vor mir stand. „So macht nur die Augen wieder auf und seid munter," rief er mir zu. „Die erste Nachricht, die Sie erhalten, soll auch eine gute sein. Wir haben die Feinde überall mit vielem Verlust zurückgeschlagen, und der versuchte Sturm ist gänzlich gescheitert. — Nicht wahr, solche Nachricht thut besser als aller Balsam des Doctors," setzte er in jubelndem Tone noch hinzu, als er das freudige Lächeln bemerkte, welches bei dieser Kunde mein Gesicht überflog. Mehrere Soldaten hoben mich nun sorgsam auf eine Tragbahre und trugen mich in langsamem Schritt dem Hafen zu. Da unsere Hospitäler auf der Südseite der Festung dem feindlichen Bombardement zu sehr ausgesetzt waren, so wurden von jetzt ab fast alle Verwundete mittelst Boote nach der Nordseite, wo große Lazarethe eingerichtet waren, transportirt. Dahin sollte ich nun auch gebracht werden. Die Masse der Verwundeten, welche uns der heutige Morgen gebracht hatte, war aber so groß, daß ich wohl zwei Stunden am Hafen liegen bleiben mußte, bevor ich übergesetzt werden konnte. Es war eine schreckliche Zeit; meine Wunden schmerzten sehr, die Sonne brannte heiß hernieder, und die Hunderte von Verwundeten, die um mich her lagen, und theilweise in allen möglichen Tonarten seufzten und klagten, trugen auch nicht dazu bei, diese Lage hier angenehm zu machen. Glücklicherweise fand mich jetzt mein treuer Bursche, der meine Verwundung von einigen Soldaten erfahren und mich nun gesucht hatte. Er schluchzte laut, als er mich erblickte, und rief: ich solle und dürfe nicht sterben, denn ich sei ihm ein zu guter Herr gewesen. Ich sandte ihn nun in meine Wohnung und befahl ihm, alle meine wenigen Habseligkeiten in meinen Koffer zu packen, und dann zu versuchen, mit diesem auch nach der Nordseite und in das Hospital, wohin man mich bringe, zu gelangen. Es gelang ihm auch, diesen schwierigen Auftrag

glücklich auszuführen, und so brauchte ich wenigstens nicht den Verlust aller meiner Sachen zu beklagen, wie dies die meisten verwundeten Officiere traf, welche das Ihrige auf der Südseite von Sebastopol zurückgelassen hatten.

Endlich gegen Mittag ward ich nebst noch vier anderen verwundeten Officieren und einigen verwundeten Soldaten in ein Boot getragen, um nach der Nordseite übergefahren zu werden. Wir lagen gedrängt und hart auf dem Boden des Bootes neben einander, und diese Ueberfahrt machte mir fast unerträgliche Schmerzen. Glücklicherweise dauerte sie aber nicht lange, denn sonst hätte ich es auch nicht ausgehalten, da meine Wunden noch immer keinen ordentlichen Verband, sondern nur einen Nothverband hatten. Ein Officier, dem eine feindliche Kugel den einen Fuß bis dicht an den Leib abgerissen hatte, starb während dieser Ueberfahrt.

Auf der Nordseite wurden wir nun in ein Lazareth getragen. Mit noch drei anderen verwundeten Officieren erhielt ich ein kleines, einfensteriges Zimmerchen, welches früher wahrscheinlich für einen Unterarzt bestimmt gewesen war. Unsere Betten, welche aus einer Seetangmatratze, auf einem Holzgestell liegend, bestanden, waren so dicht neben einander gestellt, daß kaum der kleine Holztisch, der für je Zwei zum Gebrauch diente, dazwischen Platz fand.

Endlich gegen vier Uhr Nachmittags ward meine Wunde von einem deutschen Militärarzt genau untersucht und dann regelrecht verbunden. Das Loch im Schenkel war nur im Fleische, und hatte daher weiter keine Gefahr; desto gefährlicher war aber die Schulterwunde, da ein Knochen zersplittert war. Der Schmerz bei diesem Verband war so groß, daß ich abermals in Ohnmacht fiel, und mehrere Stunden so gelegen haben soll. Als ich wieder aufwachte, war es schon finster, und

eine kleine Oellampe erhellte nothdürftig unser Zimmerchen. Bei ihrem Scheine erkannte ich, daß eine dunkle weibliche Gestalt am Eingang des Gemaches auf einem Stuhle saß. Ich fühlte einen brennenden Durst, und bat mit matter Stimme, man möge mir etwas zu trinken geben. Eine unbeschreiblich sanft klingende weibliche Stimme antwortete mir russisch, daß mein Wunsch sogleich erfüllt werden solle. Bald darauf kam die vorhin erwähnte an der Thür sitzende Frau auch an mein Lager und setzte einen großen Steinkrug an meine heißen Lippen. Es war kühles Wasser darin, das mit einem säuerlichen Fruchtsaft gemischt zu sein schien, und in langen Zügen schlürfte ich dieses labende Getränk. Oft nahm dabei die Frau den Krug wieder von meinem Munde, und ermahnte mich, nicht zu hastig zu trinken, da dies meiner Gesundheit schaden könne. Ermattung und Blutverlust ließ mich später diese Nacht ziemlich ruhig schlafen. Am andern Morgen stellte sich ein sehr heftiges Wundfieber ein, das fast vierzehn Tage lang anhielt, so daß ich während dieser Zeit nicht recht wußte, was mit mir vorging. Nur eine sanfte weibliche Stimme tönte in dieser Zeit wiederholt mit unbeschreiblichem Wohllaut in mein Ohr, und es schien mir, als wenn eine in dunkle Farben gekleidete Frau mir oft zu trinken reichte und überhaupt meine Pflege besorgte. Eine klare Vorstellung hatte ich aber von alledem nicht, wie man mir denn auch später erst erzählte, daß ich in meinen Fieberphantasien vielfach deutsch gesprochen, ja selbst lange deutsche Reden gehalten habe.

Endlich wich das Fieber, und es trat wieder eine klare Besinnung ein, doch fühlte ich mich so schwach, daß ich mich nicht allein im Bette aufzurichten vermochte. Meine erste Frage an den neben mir liegenden verwundeten russischen Officier, der übrigens schon so ziemlich wiederhergestellt zu sein schien, war, wie lange ich hier schon liege, und ob Sebastopol sich

noch gehalten habe. Als er mir Letzteres bejahte, entstieg mir ein unwillkürliches lautes „Gott sei Dank."

Bald kam nun die Frau, die mir in meinen Fieberphantasien stets vorgeschwebt hatte; ich erkannte sie sogleich, und sagte ihr mit noch schwacher Stimme meinen Dank. Es war eine barmherzige Schwester von einem russischen Orden, wie deren jetzt viele nach Sebastopol geeilt waren, um die Pflege der Kranken und Verwundeten dort zu übernehmen. Ganz ungemein großes Verdienst erwarben sich diese edeln, von wahrhaft christlicher Barmherzigkeit und werkthätiger Liebe zu ihren leidenden Mitmenschen erfüllten barmherzigen Schwestern um die Pflege der ihnen anvertrauten Kranken, und Tausende von Soldaten, die für ihren Kaiser und ihr Vaterland gefochten hatten, wurden allein durch ihre unermüdliche Pflege jetzt vom Tode gerettet. Tag und Nacht unterzogen sie sich den beschwerlichsten Diensten; nichts war ihnen zu schwer oder zu gefährlich, wenn es galt, Hülfe zu leisten, und selbst die ekelhaftesten, die größte Selbstüberwindung erfordernden Geschäfte, wie solche bei der Wartung schwer verwundeter Soldaten nur zu häufig vorkommen, wurden von ihnen mit der freudigsten Hingebung verrichtet. Welcher unendliche Dank lohnte aber auch ihre Bemühungen, und welcher Segen begleitete ihr Wirken! Die rauhesten, abgehärtesten Soldaten, die nicht mit den Augenwimpern gezuckt hatten, wenn Hunderte von französischen Kanonen ihre Geschosse auf uns sandten, weinten oft Thränen des Dankes gegen diese barmherzigen Schwestern und ehrten sie gleich Heiligen. Und wie vielen armen Soldaten haben sie den Todeskampf erleichtert; wie oft tönten ihre Gebete in die Ohren der Sterbenden, und mit ungleich friedlicherem Lächeln, als dies sonst geschehen wäre, gingen diese in ein besseres Jenseits hinüber.

Die Schwester, welche die Bedienung in unserem Zimmer übernommen hatte, führte den Namen Feodosia. Wenn ich je

ein weibliches Wesen auf dieser weiten Erde verehrt habe, so war sie es. In unermüdeter Sorgfalt übte sie ihre Pflege gegen uns, und war stets zu jedem Dienste bereit, so daß es mir oft ein Räthsel geblieben ist, wann sie die Zeit zu der nöthigen Ruhe gewann, die ihr schwacher Körper bei der großen Anstrengung doch ganz unumgänglich bedurfte. Dabei schwebte das gleiche freundliche Lächeln stets auf ihrem Gesichte, ihre großen blauen Augen hatten immer denselben sanften Ausdruck, und ihre Stimme verlor nie den Wohllaut, der gleich anfänglich mich so angenehm berührt hatte. Es lag eine Zeit lang ein ziemlich roher, wilder höherer tschernomorischer Officier, der eine sehr schmerzhafte, aber weiter nicht gefährliche Wunde erhalten hatte, mit in unserem Zimmer. Der Schmerz mochte seine unbändige Natur wohl noch mehr gereizt haben, denn er war von der unerträglichsten Laune, fluchte gar viel, und vergaß sich in seinem Jähzorn sogar einmal so weit, dem Arzte eine volle Medicinflasche an den Kopf zu schleudern. Die Sanftmuth der Schwester Feodosia zähmte auch diesen Unhold. Er knurrte zwar anfänglich mitunter wie ein bissiger Kettenhund gegen sie an, wagte indessen niemals ihr Ohr durch einen seiner rohen Flüche zu beleidigen, oder gar sich ihren Anordnungen zu widersetzen. Allmählich ward er immer sanfter und sanfter, so daß die fromme Schwester mit ihm machen konnte, was sie wollte, und als er geheilt entlassen wurde, weinte er beim Abschied von ihr wie ein kleines Kind, welches zuerst von dem Elternhause scheiden muß, und schenkte der Schwester — er war sehr reich, an 5000 Rubel zur besseren Pflege ihrer Kranken. „Als ich in das Lazarath kam, war ich oft nicht viel besser als ein wildes Thier, aber die Feodosia hat mich erst zu einem Menschen gemacht, und niemals werde ich vergessen, was ich ihr auch hierin verdanke,“ sagte der tschernomorische Major noch zu mir beim Abschied.

Aber auch ich selbst schuldete ihr in sittlicher Beziehung viel. Mein früheres Leben in der vornehmen Welt und der häufige Verkehr mit den eleganten Modedamen hatten mir eigentlich eine gewisse innere Verachtung gegen das ganze weibliche Geschlecht eingeflößt. Alle diese hochmüthigen, äußerlich oft so geputzten und glänzenden Damen des Salons mit ihrer inneren Leere, schlecht verhüllten Frivolität und besonders ihrer grenzenlosen Selbstsucht ekelten mich innerlich oft sehr an, obgleich ich aus Gewohnheit viel mit ihnen lachte, scherzte und in alle ihre Thorheiten sehr bereitwillig mit einging. Auch die Frömmelei und äußere strenge Religiosität, die viele von ihnen so gern recht sichtbar zur Schau trugen, weil diese Richtung von oben herab begünstigt wurde, hatte oft meinen Spott herausgefordert, und ich konnte es nicht lassen, mich über alle diese Geschöpfe, die den Namen unseres Erlösers so häufig auf ihren Zungen trugen, und seine wahren Lehren doch so wenig in ihrem Herzen hatten, die fortwährend von christlicher Liebe und Frömmigkeit salbaderten, und dabei in Wirklichkeit doch so hochmüthig, unduldsam und wenig von wahrhaft christlicher Liebe gegen ihre Mitmenschen erfüllt sich zeigten, recht oft lustig zu machen und sie in ihrem ganzen Treiben zu verhöhnen. Hier bei dieser Schwester Feodosia lernte ich aber wieder eine bessere Meinung vom ganzen weiblichen Geschlecht bekommen, hier sah ich durch Thaten, und nicht blos durch leere Worte, welch' hohen Werth wahre Frömmigkeit besitze, und daß sie das köstlichste Gut sei, welches ein Mensch sich auf dieser Erdenwelt nur zu erringen vermöge. Als ein ungleich besserer Christ, als ich hineingebracht war, schied ich wieder aus diesem Spital auf der Nordseite von Sebastopol, und was der berühmteste Kanzelredner nicht vermocht hätte, das hatte diese einfache, ungelehrte russische barmherzige Schwester bewirkt.

Feodosia mußte in ihrer Jugend wohl sehr schön gewesen sein, jetzt mochte sie ungefähr in der Mitte der dreißiger Jahre stehen, sah sehr blaß und übermäßig angestrengt aus, und nur ihre großen blauen Augen verliehen ihrem blassen Gesicht noch einen wahren Reiz.

Ueber ihre Vergangenheit sprach sie nie ein Wort. Später hörte ich, sie sei die Tochter eines russischen Dorfgeistlichen in der Gegend von Nowgorod, und in ihrer Jugend Erzieherin bei kleinen Kindern in einer vornehmen russischen Familie gewesen. Der Sohn des Hauses, ein Gardeofficier in Petersburg, habe ihr Herz in heißer Liebe gewonnen, sie aber später treulos verlassen, worauf sie dann in ein Kloster gegangen sei. Mögen nun die Gründe, welche sie dahin geführt haben, sein, welche sie wollen, ihre schweren Pflichten füllte sie hier in Sebastopol mit unübertrefflicher Treue aus, und ihr Andenken wird unauslöschlich in meiner Brust fortleben. Im Frühling 1856 ist sie, wie so viele ihrer Mitschwestern, dem Lazarethfieber, dieser Nachfolgerin der Kriege, erlegen, und wie seit lange nicht mehr fühlte ich eine tiefe Trauer, als ich diese Nachricht später hörte.

Der dumpfe Donner der Kanonen, der täglich bis zu uns auf die Nordseite drang, verkündete uns, daß Rußlands Fahne unbesiegt noch immer in Sebastopol wehe. Es war unsere tägliche Sorge, uns bei Allen, von denen wir sichere Nachricht erhalten konnten, nach den Verhältnissen in der Festung zu erkundigen, und mit freudigem Stolze hörten wir immer von dem tapfern Widerstand unserer Truppen. Die zahlreichen Verwundeten, die täglich zu uns auf die Nordseite gebracht wurden, verriethen mehr als alle Worte die Heftigkeit, mit welcher gekämpft wurde, und nur zu rasch wurden die vielen Lücken, welche Genesung — häufiger jedoch noch der Tod in unserem Lazarethe machten, immer von Neuem wieder durch frische Opfer ausgefüllt. In dem kleinen Zimmerchen, in dem ich lag, sind

mindestens zehn bis zwölf Officiere während meiner Zeit gewesen. Von fünf erinnere ich mich, daß sie an ihren Wunden starben; einige verließen es auch wieder geheilt, obgleich oft invalid für ihr ganzes ferneres Leben.

An neun Wochen durfte ich mein Lager nicht verlassen, und mein Leben schwebte öfters in der größten Gefahr. Dank sei es Gottes Gnade, der Geschicklichkeit unseres sehr tüchtigen deutschen Arztes, der unübertrefflichen Pflege der Schwester Feodosia und meiner sehr festen körperlichen Constitution. Anfangs September war ich so weit wiederhergestellt, daß ich, die Schulter in der Binde, auf einen derben Stock gestützt, des Mittags einige Stunden in der frischen Luft zubringen konnte. Mit unbeschreiblichem Wohlbehagen sog ich solche ein, denn die dumpfe, schlecht riechende Luft in dem überfüllten Lazareth war mir höchst unangenehm.

Meine freie Zeit brachte ich gewöhnlich draußen auf einem steilen Abhang am Meere, von dem man einen freien Ueberblick über den ganzen Hafen und die Südseite von Sebastopol gewann, zu. Es war ein trauriger und doch wieder stolzer Anblick, den mein Auge dort hatte. Die Stadt glich jetzt fast einem einzigen Trümmerhaufen, so hatten die feindlichen Bomben und die dadurch entstandenen häufigen Feuersbrünste sie verwüstet. Fast kein öffentliches Gebäude hatte noch ein Dach, und viele waren völlig ausgebrannt und dem Einsturz nahe. Nur die stolze Kuppel der Kathedrale war äußerlich noch unverletzt, und ihr schöner Bau ragte hoch in den blauen Herbsthimmel hinein, während ihr Inneres ebenfalls schon ausgebrannt und durch feindliche Kugeln verwüstet sein sollte. Und dabei krachte und blitzte es von dem riesigen Gürtel der feindlichen Batterien, die rings um die ganze Südseite gezogen waren, noch unaufhörlich in diese, dem Untergange geweihte Stadt hinein, und ein dicker Pulverdampf, aus dem nur die einzelnen Blitze hell aufzuckten, verhüllte

oft das Schauspiel zu unseren Füßen. Mit unerschütterlichem Muthe vertheidigten unsere Truppen aber immer noch diesen rauchenden, blutgetränkten Trümmerhaufen, und wenn jetzt auch täglich durchschnittlich an 400 Soldaten den feindlichen Batterien zum Opfer fielen, der Muth der Uebrigen ward trotzdem nicht im Mindesten erschüttert.

Wahrlich auf keine ihrer glänzendsten Waffenthaten kann die russische Armee mit Recht so stolz sein, als auf diese einjährige heldenmüthige Vertheidigung von Sebastopol, und auch ich rechne es mir zur höchsten Ehre meines Lebens, daß ich daran theilnahm und mein Blut ebenfalls dort vergießen durfte.

Daß übrigens die Festung jetzt in wenigen Tagen fallen müsse, da unsere sämmtlichen Werke bereits zu Trümmerhaufen zerschossen seien und auch die Stadt selbst zusammenzufallen drohe, versicherten ohne Ausnahme alle Officiere, die von der Südseite zu uns kamen.

Immer heftiger ward jetzt das Bombardement der Feinde, immer lauter brüllten die Hunderte von feindlichen Geschützen, die oft zu gleicher Zeit ihre schweren Geschosse in unsere Werke hineinsandten. Endlich am 25. September sollte Sepastopol fallen, und die Feinde einen brennenden Trümmerhaufen erobern. So schwach ich auch noch war, so schleppte ich mich, trotz des Verbotes des Arztes, in der Nacht auf den Platz, wo ich das Schauspiel des in Flammen auflodernden Sebastopols und unserer brennenden Flotte mit ansehen konnte. Es war so furchtbar schön, daß Worte es auch nicht annähernd zu beschreiben vermögen. Tausende von Officieren und Soldaten sahen schweigend diesem Brande, der die ganze Gegend und mithin das Meer und den Himmel in purpurnem Glanze röthete, zu. Vielen rannen die hellen Thränen in die wildbärtigen Gesichter, aber von den Lippen

Aller hörte man die stolzen Worte: „Gott hat es nicht anders gewollt. Wir aber haben unsere volle Schuldigkeit als Männer und Soldaten gethan."

Das war das Ende von Sebastopol.

Ende des zweiten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg.

Wickede, Julius von, Der lange Isaack. Historischer Roman aus der Zeit des deutschen Befreiungskrieges. 3 Bde. 8. broch. $4\frac{1}{2}$ Thlr.

Brachvogel, A. E., Historische Novellen. Zwei starke Bände. 8. broch. 3 Thlr.

Brachvogel, A. E., Theatralische Studien. 8. broch. 24 Ngr.

Perels, Emil, Handbuch zur Anlage und Construction landwirthschaftlicher Maschinen und Geräthe für Maschinenfabrikanten, Constructeure, für Studirende der Technik, polytechnische Schulen zu Vorträgen und für gebildete Landwirthe. In 7 Heften mit circa 80 lith. Tafeln. Lex.=8. Preis pro Heft broch. circa $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Berlepsch, H. A., Die Alpen in Natur= und Lebensbildern. Mit 16 Illustrationen von E. Rittmeyer. Pracht=Ausg. Lex.=Oct. Ein starker Band. Eleg. broch. 3 Thlr. 26 Ngr. Eleg. geb. mit vergold. Deckenverzierungen $4\frac{1}{3}$ Thlr. Mit Goldschnitt $4\frac{2}{3}$ Thlr. **Wohlfeile Volksausgabe.** gr. 8. broch. $1\frac{2}{3}$ Thlr. Eleg. geb. 2 Thlr. 5 Ngr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Aus Chili, Peru und Brasilien. 3 Bde. 8. broch. $3\frac{3}{4}$ Thlr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Erinnerungen aus Süd-Amerika. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr. 15 Ngr.

Brachvogel, A. E., Ein neuer Falstaff. Roman. 3 Bde. 8. broch. $4\frac{1}{2}$ Thlr.

Brachvogel, A. E., Aus dem Mittelalter. 2 Bde. 8. broch. $2\frac{1}{4}$ Thlr.

Brachvogel, A. E., Narciß. Ein Trauerspiel. Min.=Ausgabe. Zweite Auflage. broch. 24 Ngr. Prachtvoll geb. mit Goldschnitt 1 Thlr. 2 Ngr.

Brachvogel, A. E., Der Trödler. Ein Roman aus dem Alltagsleben. 2 Bde. 8. broch. $2^1/_4$ Thlr.

Brachvogel, A. E., Adelbert vom Babanberge. Ein Trauerspiel. Min.=Ausgabe. broch. 24 Ngr. Pracht= voll geb. mit Goldschn. 1 Thlr. 2 Ngr.

Brachvogel, A. E., Der Usurpator. Ein dramatisches Gedicht. Min.=Ausg. broch. 27 Ngr. Eleg. geb. mit Goldschnitt 1 Thlr. 5 Ngr.

Brachvogel, A. E., Benoni. Ein Roman. 2. Aufl. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr. 15 Ngr.

Burow, Julie (Frau Pfannenschmidt). Des Kindes Wartung und Pflege und die Erziehung der Töchter in Haus und Schule. Ein Handbuch für Mütter und Erzieher. (Das Buch der Erziehung in Haus und Schule. Erste Abtheilung.) 8. broch. 27 Ngr.

Bunyan, Johann, Die Pilgerreise aus dieser Welt in die zukünftige. Aus dem Englischen mit Einleitung und Anmerkungen von Dr. Friedrich Ahlfeld, Pastor an der St. Nicolaikirche zu Leipzig. Pracht= Ausgabe mit 12 Holzschnitten. Zwei Theile in Einem Bande. 8. broch. $1^5/_6$ Thlr. In eleganteste englischen Einbande mit reich vergoldeten Deckenverzierungen und Goldschn. $2^1/_3$ Thlr.

Ernesti, Louise, Geld und Talent. Roman. 3 Bde. 2. Aufl. 8. broch. $2^5/_6$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Der Kunstreiter. Eine Erzählung. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr. 15 Ngr.

Gerstäcker, Friedrich, Die beiden Sträflinge. Australischer Roman. 3 Bde. 8. broch. $3^5/_6$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Achtzehn Monate in Süd=Amerika und dessen deutschen Colonien. 6 Theile in 3 Bänden. 8. broch. $5^1/_3$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Die Regulatoren in Arkansas. Aus dem Waldleben Amerika's. Erste Abtheilung. 3 Bde. 4. Aufl. 2. Stereot.-Ausgabe. 8. broch. 1 2/3 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Die Flußpiraten des Mississippi. Aus dem Waldleben Amerika's. Zweite Abtheilung. 3 Bde. 4. Auflage. 2. Stereot.-Ausgabe. 8. broch. 1 2/3 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Unter dem Aequator. Javanisches Sittenbild. 3 Bde. 8. broch. 4 1/4 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Das alte Haus. Erzählung. 8. broch. 1 1/2 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Der kleine Goldgräber in Californien. Eine Erzählung für die Jugend. Mit 6 colorirten Bildern. 8. In Buntdruck-Umschlag gebunden. 1 2/3. Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Nach Amerika! Ein Volksbuch. Illustrirt von Th. Hosemann und Karl Reinhardt. 6 Bde. 8. broch. 6 Thlr. 12 Ngr.

Gerstäcker, Friedrich, Tahiti. Roman aus der Südsee. Zweite Auflage. 4 Bde. 8. broch. 6 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Gold! Ein Californisches Lebensbild aus dem Jahre 1849. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Der kleine Walfischfänger. Erzählung für die Jugend. Mit einem Titelkupfer. 8. In Buntdruck-Umschlag gebunden. 1 1/3 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Der erste Christbaum. Ein Märchen mit 6 color. Bildern. 8. In Buntdruck-Umschlag gebunden 1 Thlr.

Druck von G. Pätz in Naumburg.